Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Vier und zwanzigster Band.

Kleinere Erzählungen und Novellen.

Sechster Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Die Freunde.

Leise gewiegt in schwankender Barke, saßen Orlando und Leonhard Arm in Arm dicht neben einander, und blickten schweigend in die ruhigste, heiterste Vollmondnacht hinaus, die je über den prächtigen Hafen von Marseille ihren Silberglanz ergossen. Der letzte rosige Schimmer der Abenddämmerung kämpfte noch mit dem blaßgrünlichen Lichte, des nah' am Horizonte hellern Himmels, während der Mond hoch oben am dunkelblauen Himmelsbogen in unbeschreiblicher Pracht seine stille Bahn wandelte. Rings um die Gondel flüsterten die kleinen Wellen mit einander, es klang wie Liebesgrüßen; sie hoben im hüpfenden Tanze die mit Silber gekrönten Häupter, und verbargen sich dann schnell wieder in der dunkeln Tiefe, wie spielende Kinder. Weiter hinauf der Rhede zu, schimmerte das Meer still, ruhig, beweglos, rein und leicht, wie der Mond selbst; die Fluthen schienen aufgelöste Perlen, die Fischernachen, die mit

Spazierenfahrenden angefüllten Barken, schwebten gleich dunkeln Punkten auf der silberhellen Fläche hin und her. Einzelne Lichter glänzten aus dunkelm Gebüsch, am Ufer der Inseln, die am Eingang des Hafens von Marseille gleichsam Wache halten; Lachen und Gesang derer, welche hier zum fröhlichen Austerschmause versammelt waren, erschallte aus der Ferne, und näher am Hafen rauschte durch die schweigende Nacht das rege Treiben vieler Tausend Menschen, die auf den Quais desselben nach ermattender Tagesgluth die erfrischende Kühle mit durstigen Zügen einsogen, und jetzt erst zum eigentlichen Leben erwachten.

„Das alles wird nun bald für uns vorüber seyn!“ sprach Leonhard seufzend zu seinem Freunde, „dieses ganze frohe, rege, zwanglose Leben. Wie lange kann es noch währen, so sitzen wir in Mailand beim Oheim, dessen tyrannisirende Liebe nicht unterlassen wird, unser Schicksal vorstellen zu wollen, und dich vielleicht nach Süden, mich nach Norden — —“

„Das soll er, in aller Unterthänigkeit sey es gesprochen, bleiben lassen, und er wird es auch wohl schon von selbst,“ fiel Orlando ein. „Ließ

er mich doch von Jugend auf mit dir vereint, auf der Schule in Mailand, wie in Deutschland auf der Universität. Reisen wir doch, seiner Ordnung gemäß, jetzt schon ein Paar Jahre mit einander herum, um uns die Welt zu besehen. Warum sollte er denn jetzt auf einmal uns auseinander sprengen wollen?"

„Ich wünsche, daß du wahr sprechen mögest, aber mein Herz prophezeiht mir nichts Gutes," seufzte Leonhard: „mir ist als schwebe das Unglück, gleich dem Schwerte des Damocles, an einem dünnen, feinen Haare über mir. Mich dünkt, ich sehe die verdammte Spitze, wenn ich so hinauf blicke; fein, haarfein und scharf — —"

„Grillenfänger!" rief lachend Orlando, „sieh doch lieber der Nase nach, dort hin, und sage mir was das für ein schwarzer Punkt ist, der fünfzig oder hundert Schritte von uns, auf den kleinen leichten Wellen umhertanzt. Es ist ziemlich groß, aber doch viel zu klein für einen Nachen."

„Es ist ein Mensch!" rief Leonhard. „Rudert zu, Kameraden, frisch darauf los, rudert zu," schrie er den Fährleuten zu.

„Gott im Himmel, er ertrinkt," rief Orlando,

„eben hob er den Arm nach Hülfe winkend. Er geht zu Grunde, nein er taucht wieder auf! Er sinkt wieder!“

Beide Freunde hatten während dem ihre Oberkleider und Schuhe abgeworfen, sie riefen den Fährleuten zu, ihnen mit dem Nachen zu folgen, und sprangen wie von einem innern Instinkt getrieben, beide fast zugleich zum Kahne hinaus in die Wogen. Beide waren geübte rüstige Schwimmer; mit kräftigem Arm durchschnitten sie die laue Fluth, die wie flüssiges Silber sie umwallte. Den Gegenstand ihrer menschenfreundlichen Sorge hatten sie zwar für den Augenblick aus dem Gesichte verloren, aber sie strebten der Gegend zu, wo sie ihn zuerst erblickten. Da tauchte plötzlich das bleiche Haupt eines Sterbenden dicht vor Orlando noch einmal auf; dieser ergriff es bei den Locken, und hielt es über dem Wasser bis Leonhard ihm zur Hülfe herbeischwamm; auch die Barke nahte sich, welche die Freunde in ihrem Rettungseifer verlassen hatten, die Schiffer legten mit Hand an, und bald lag der Gerettete, ein schöner stattlicher Mann, lang ausgestreckt, anscheinend leblos im Nachen. Ohne ihrer von Wasser triefenden

Kleider zu achten, knieten Leonhard und Orlando neben ihm hin, und versuchten den vielleicht nur erstarrten Lebensfunken in der Brust des Verunglückten wieder zu wecken, dessen Anblick ihnen die innigste Theilnahme einflößte. Ueber die erste Jugendzeit hinaus, schien er ein vollendeter kräftiger Mann, von vierzig bis fünf und vierzig Jahren. Seine ganze Erscheinung kündigte einen über dem Gewöhnlichen Stehenden an; das bleiche edle Gesicht, glich in seiner Leblosigkeit einem Meisterwerke antiker bildender Kunst, die Züge desselben, erstarrt wie sie waren, bezeugten, daß ein edler, milder Geist sie einst belebt habe, und hoffentlich wieder beleben werde.

Durch große Versprechungen zur Thätigkeit angefeuert, strebten die Schiffer mit verdoppelten Ruderschlägen dem Hafen zu; die Barke flog schnell wie ein Pfeil, und hatte beinahe schon die Hafentreppe erreicht, als unter den Bemühungen der Freunde das Herz des Geretteten in leisen Schlägen sich wieder zu regen begann; schon hatte er die dunkelblauen Augen einmal geöffnet und schnell wieder geschlossen, als man im Begriffe stand zu landen. Da wurde lautes Jammergeschrei aus

einer größern ihnen folgenden Schaluppe hörbar, die weder die Schiffer in ihrem Arbeitseifer, noch die Freunde in ihren Bemühungen um den Geretteten, bis dahin bemerkt hatten. „Der Fürst!“ erscholl es, „der Herzog! habt ihr den Herzog schwimmen sehen? oder sinken? oder habt ihr ihn gerettet?“

„Citoyens! brüllt nicht wie Seekälber,“ antwortete einer der Schiffer, „wir haben so ein Stück von einem armen Narren aufgefischt, ob er euer Herzog ist, können wir ihm nicht an der Nase ansehen, beguckt ihn selbst; so wie er jetzt in seinem nassen Hemde daliegt, sieht er wie ein jedes andere Menschenkind aus.“

Der Halberstarrte, in welchem jetzt das wiedererwachende Leben sich frischer regte, war wirklich Herzog Albert, ein naher Verwandter eines mächtigen regierenden Hauses, der sich oft und gern in fremden Ländern aufhielt, obgleich Deutschland seine eigentliche Heimath war. Als ein kräftiger, wohlgebauter Mann, hatte er sich von jeher viel damit gewußt, in allen Leibesübungen mit den Gewandtesten und Stärksten um den Preis ringen zu können. Wie Orlando und Leonhard, war auch

er an diesem wunderschönen Abende auf einer Spazierfahrt im Hafen begriffen gewesen. Die laue Sommernacht, der Anblick der stillen klaren Spiegelfläche des im Mondlicht erglänzenden Meeres, hatte ihn und seine Begleiter an Lord Byrons kühnes Wagestück, über den Hellespont zu schwimmen, erinnert. Einige aus der Gesellschaft wollten die Vollbringung desselben bezweifeln, der Herzog, ein warmer Verehrer des edeln Dichters, nahm dessen Parthie, erklärte aber auch, das ganze Unternehmen nebenher für nichts Außerordentliches. Er selbst war ein anerkannt geübter, trefflicher Schwimmer; er behauptete, sich wohl etwas ähnliches zutrauen zu können, und das Ende des Streites war, daß der Herzog sich der ihm dabei hinderlichsten Kleidungsstücke eilends entledigte, und, ohne daß jemand ihn davon abzuhalten vermochte, über Bord sprang, um die nicht mehr sehr weit entfernte Hafenbrücke schwimmend zu erreichen. Eine Weile schwamm er lustig dahin, die Gesellschaft in der Schaluppe bemühte sich ihm so schnell als möglich zu folgen, doch sie verlor in der nächtlichen Dämmerung ihn bald aus dem Gesichte. Da lähmte ihn plötzlich ein Krampf, und wäre nicht rettende Hülfe zu

rechter Zeit eingetreten, so hätte er in der Ausführung dieses etwas übermüthigen Scherzes, gar leicht den Tod finden können.

Seine beiden Erretter begleiteten ihn bis in den Gasthof, in welchem er abgestiegen war; dort überließen sie ihn der Pflege und Sorgfalt seines Leibarztes und seiner Dienerschaft, und zogen sich in ihre Wohnung zurück, die zufälliger Weise der seinigen gegenüber lag. Bis tief in die Nacht hinein blieben sie bei einander am Fenster, unterhielten sich von dem eben überstandenen Abentheuer, belauschten jede Bewegung im Zimmer des Herzogs, das sie zum Theil von dem ihrigen aus übersehen konnten, und freuten sich der dort bald eintretenden Ruhe. Daß sie so glücklich gewesen waren, dem Fürsten das Leben zu erhalten, hatte ihn ihnen unbeschreiblich werth gemacht, denn dieses Gefühl, das man beinah eine umgekehrte Dankbarkeit nennen möchte, liegt tief in der menschlichen Natur; vielleicht als Entschädigung dafür, daß die eigentliche Dankbarkeit in der Welt so oft vermißt wird.

Sobald die Tageszeit es schicklicher Weise erlaubte, eilten Orlando und Leonhard quer über die breite schöne Straße von Beauvau hin, um

sich nach dem Ergehen ihres Geretteten zu erkundigen. Er war so eben im heftigen Ankämpfen gegen die Verordnung seines Arztes begriffen, der ihn wegen der Erkältung, die er sich zugezogen, auf einige Tage im Zimmer auf den Sofa festbannen wollte. Die Anwesenheit der beiden Freunde, die ihm gemeldet ward, brachte eine kleine Diversion in den Streit; der Fürst vergaß alles über die Nachricht, daß sie im Vorzimmer wären, und befahl sie sogleich hineinzuführen.

„Ich sollte wohl eigentlich meine Lebensretter mit einer langen, schönen, sentimentalen Rede empfangen," rief er von seinem Sofa ihnen halb lachend zu, und streckte die Hand ihnen entgegen; „doch will ich es für diesmal unterlassen, denn obgleich ich dem Leben durchaus noch nicht abhold bin, möchte ich doch wetten, daß es mir kaum halb so lieb ist, von Ihnen aus dem Wasser gezogen zu seyn, als es Sie freut, mich aus dem Wasser gezogen zu haben."

„Der Zufall," setzte er noch hinzu, „hat nun einmal für gut gefunden, uns einander auf nassem Wege zu präsentiren; mir hat er von uns Dreien unstreitig damit den bedeutendsten Dienst geleistet,

doch auch Sie, hoffe ich, sollen nie es bereuen, daß er uns, wenn gleich ein wenig wunderlich, hier zusammen geführt.“

Das Gespräch gewann nun auch von Seiten der beiden Jünglinge eine leichtere Richtung, denn sie waren des Tones der guten Gesellschaft mächtig genug, um auch einem Fürsten gegenüber, von jeder drückenden Verlegenheit frei zu bleiben. Nach einer recht angenehm verplauderten Viertelstunde sprach der Fürst: „Nun aber möchte ich meine jungen Freunde doch endlich um einige Auskunft über sich selbst bitten. Ich wollte dieses erst vermeiden und mich lieber auf das Errathen legen, aber ich komme auf diesem Wege nicht vorwärts, und es macht mich ungeduldig. Sie scheinen Brüder zu seyn und auch wieder nicht. Dieses hellbraune, sanft in wellenartige Formen sich schmiegende Haar,“ sprach er zu Leonhard sich wendend, „die milden Züge dieses frischblühenden Gesichts, verkünden keinen Südländer, und aus diesen freundlich blauen Augen, lächelt der Blick einer deutschen Mutter. Orlando's nächtlich schwarzer Krauskopf, das brennende Feuerauge in diesem ächt römischen Profil, verkündet, wie sein Taufname, den Ita-

liener, und doch scheint meine Muttersprache auch die Seine zu seyn. Ein Ausländer hätte sie sich wohl schwerlich so in ihren Eigenthümlichkeiten aneignen können. Auch entdecke ich in Ihrer Art zu gehen, sich zu kleiden, in Ihrer Haltung, kurz in Ihrem ganzen Wesen etwas verwandtes, das ich Familienähnlichkeit nennen möchte, so wenig im übrigen Ihr Aeusseres eine solche verräth."

„Macht denn das Blut nur verwandt, mein Fürst?" fragte Leonhard, „dann freilich wären wir einander fremd; er am Lago di Como, ich an den Ufern der Donau geboren." „Und doch schlugen nie zwei sich mehr verbrüdert fühlende Herzen, in der Brust zweier wirklicher Brüder," nahm Orlando lebhaft das Wort. „Von Jugend auf hat unser beider Daseyn sich so in einander verzweigt, daß keine Trennung desselben mehr denkbar ist. Wir müssen schon mit vereinter Kraft es mit dem Leben aufnehmen; möge es auch bringen was es immer wolle, nie kann es weder nur Einen von uns beglücken, noch nur Einen von uns dem Untergange zuführen."

Der Herzog blickte gerührt auf die im schönen Eifer erglühenden Jünglinge, die Hand in Hand

den Dioskuren vergleichbar, vor ihm standen, halb beschämt, daß sie in eines Fremden, sogar eines Fürsten Gegenwart, sich einem solchen Ausbruch ihres Gefühles hingegeben hatten.

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über die bleichen edlen Zügen Herzog Alberts.

„O Jugendzeit, schöne, flüchtige Blüthe des Lebens!“ sprach er trübe sinnend vor sich hin. „Schöne Zeit, in der wir die leise Gewalt der einander folgenden Tage noch nicht kennen, die, wie der fallende Tropfen den Marmor, das unvergänglich Scheinende untergräbt!“

„Meine alte Erfahrung soll jedoch eure frische Lebenshoffnung mit ihrer Eiseskälte nicht dämpfen wollen,“ sprach der Fürst nach einer kurzen Pause zu den beiden Jünglingen, deren Hände er mit beinahe väterlicher Huld erfaßte, und in der Seinen einen Augenblick vereint hielt. „Ich freilich,“ fuhr er fort, „ich habe im Laufe der Zeit manches erlöschen, manches gleichsam unter meinen Augen unmerklich vergehen gesehen, für dessen ewige Dauer ich, ohne Bedenken, mein Leben würde zum Pfande eingesetzt haben. Mein Standpunkt in der Welt, und auch, ich will es frei bekennen,

mein eignes ungestümes Herz mögen wohl an vielem, was ich in dieser Art erfuhr, die Schuld tragen! Für den ersten hat euer gutes Geschick euch bewahrt, dem aber, was ich selbst an mir verschuldete, werdet ihr vereint leicht entgehen, so lange ihr in reiner treuer Brust Glauben und Vertrauen euch gegenseitig bewahrt."

Der Arzt unterbrach jetzt eine Unterhaltung, die für die erschöpften Kräfte des Herzogs zu angreifend zu werden drohte, und dieser forderte jetzt seine jungen Lebensretter nochmals auf, ihn mit ihren Namen und übrigen Verhältnissen bekannt zu machen. „Ich heiße Leonhard von Greifenhorst," nahm der Jüngling mit den lichtbraunen Haaren das Wort.

„Dem Präsidenten von Greifenhorst in P** vielleicht verwandt?" fiel der Herzog ihm ein.

„Der jüngste seiner drei Söhne," erwiederte Leonhard.

„Dann begrüße ich Sie als den Sohn eines der würdigsten und geachtetsten Diener meines Monarchen," sprach der Herzog sehr freundlich. „Ich kenne ihn wohl, den alten, starren, und doch so wohlmeinenden Freiherrn von Greifenhorst, der

gern die ganze Welt beglücken möchte, wenn sie es sich nur gefallen lassen wollte, auf seine Weise glücklich zu werden; unser beider Wege haben sich oft durchkreuzt. Ich kenne auch Ihre Brüder; der ältere siecht noch an schweren Wunden, die er im ehrenvollen Kampfe erhalten. Der zweite ist leider ein armes, verwahrlosetes Stiefkind der Natur. Wo waren Sie denn früher? wahrscheinlich irgendwo auf der Schule, denn ich habe Sie nie im Hause Ihres Vaters gesehen."

„Seit meinem achten Jahre hat mein Oheim in Mailand, ein einsamer kinderloser Mann, mich zu sich genommen und erzogen," war die Antwort, „mich und meinen Freund hier. Er ließ uns zusammen einige deutsche Universitäten besuchen, dann schickte er uns auf Reisen. Jetzt erwartet er uns in einigen Wochen bei sich; was dann weiter aus uns wird, liegt in seiner Hand."

„Und warlich in guten Händen!" erwiederte der Herzog. „Mein alter freundlicher Ignaz von Greifenhorst, wohl kenne ich auch ihn. Die Welt hat viel an ihn verschuldet; doch was sie ihm auch authuen mochte, die starke deutsche Eiche konnte sie nicht beugen. Mißverständniß, ein unüberlegt

vorschnell ausgesprochenes Wort, auch wohl manche geheime tiefe Verletzung seines starken, aber weichen Herzens, haben ihn auf immer aus seinem Vaterlande vertrieben, aber daß er diesem dennoch nicht entfremdet wurde, beweißt die Art, wie er Sie und Ihren Freund erzog. Doch dieser Freund? Wer ist denn er, der mich zuerst über den dunkeln Tiefen empor hielt, aus welchen der Tod nach mir haschte? Ich erinnere mich deutlich, wie ich ihn über mir erblickte, wie er mit starker Hand mich ergriff; dann umfing mich dunkle purpurfarbne Nacht, Feuerflammen tanzten vor meinen geschlossenen Augen, und mein Bewußtseyn ging in dem mich umtobenden gewaltigen Brausen völlig unter."

„Ich heiße Orlando Falconieri della Casa Buondelmonti, und bin an den Ufern des Comer-See's geboren; das, mein Fürst, ist aber auch fast alles, was ich von meiner frühern Jugendgeschichte zu sagen weiß," sprach Orlando. „Ein ansteckendes Fieber raubte mir Vater und Mutter an Einem Tage. Der Freiherr von Greifenhorst, ein vertrauter Freund meiner Eltern, nahm ihres einzigen verwaiseten Kindes sich an, er war bei ihrem Tode zugegen gewesen, sie hatten ihn mir

zum Vormunde bestellt, und er führte mich mit sich nach Mailand in sein Haus, das ich seitdem immer als mein väterliches betrachtet habe. Uebrigens ist mein Leben, wie das meines Leonhards, noch ein unbeschriebenes Blatt; wir erwarten dessen Bestimmung von unserem väterlichen Freunde."

Der Jünglinge freimüthiges und doch bescheidnes Wesen, machte sie dem Fürsten immer lieber je länger er sie sah, und auch sie fühlten sich von seinem heitern klaren Sinne lebhaft angezogen. Seine völlige Genesung verzögerte sich länger als man es geglaubt hatte, und eine lebhafte geistreiche Unterhaltung ward ihm auf seinem Krankenlager zum unentbehrlichen Bedürfniß, dessen Befriedigung er, wie es schien, bei seinen eigenen Umgebungen nicht fand. Diese bestanden aus einem Kavalier, dem Arzt und einem Sekretär, von denen keiner seines näheren Vertrauens sich rühmen konnte. Es schien, als habe manche bittre Erfahrung es ihm zum Grundsatz gemacht, nie aus denen, welche auf diese Weise um ihn standen, sich einen Günstling oder Vertrauten zu wählen. Das Zusammentreffen mit den beiden jungen Freunden war ihm deshalb doppelt willkommen, denn ihre Gegenwart

milderte eine gewisse, zwischen ihm und seinen Begleitern vorwaltende Spannung; ihre frische, blühende Jugend erwärmte von neuem seinen für die Freude noch lange nicht absterbenden Sinn, und selbst nachdem er völlig genesen war, blieben sie ihm liebe Genossen, die er sich immer enger zu verbinden suchte. Auch sie fügten sich gern in seinen laut ausgesprochenen Wunsch, so lange die Umstände dieses erlaubten, sich wie zu seinem Hause gehörend zu betrachten. Orlando war besonders dem Fürsten lieb geworden; zwar ehrte dieser Leonhards reinen anspruchlosen Sinn, sein tiefes weiches Gemüth, doch Orlando's südliche Lebendigkeit paßte besser zu Herzog Alberts leicht erregbarem, mitunter auch fantastischem Wesen; er wählte ihn daher zu seinem unzertrennlichen Begleiter, und freute sich dabei des feinen Taktes, mit dem Orlando nie die Linie des Schicklichen zu überschreiten pflegte, so nahe er sie auch zuweilen berühren mochte.

Die drei Freunde, so wollte der Herzog selbst sie genannt wissen, schifften nach einem Aufenthalte von einigen Wochen sich ein, und segelten nach Genua hinüber, wo sie, ebenfalls in enger Gemein-

schaft mit einander, einige Wochen zuzubringen gedachten. Doch eine Todesbotschaft erwartete sie dort. Leonhards ältester Bruder war gestorben, sein Oheim meldete ihm dieses, und befahl ihm dabei, unverzüglich zu ihm zu reisen, indem Leonhards Vater nach Mailand kommen werde, um den Sohn nach mehr als zehnjähriger Trennung wiederzusehen, der jetzt, nach dem Tode seines ältesten Bruders und bei der körperlichen und geistigen Schwäche des zweiten, die einzige Hoffnung seines Hauses geworden war.

Der Oheim wußte um die Verbindung, welche der Zufall zwischen dem Herzog Albert und seinen beiden Pflegesöhnen herbeigeführt hatte; er freute sich derselben, besonders um Orlando's willen, dem vom Glücke am wenigsten Begünstigten unter den beiden Freunden, weil er von der Gnade eines so bedeutenden Beschützers manches Vortheilhafte für die fernere Zukunft desselben erwartete. Sein Schreiben enthielt also den als Erlaubniß eingekleideten Befehl an Orlando, einstweilen bei dem Herzog Albert zu bleiben, diesen, wohin er es verlangen würde, zu begleiten, und erst seines Pflegevaters nähere Anordnungen zu erwarten, ehe

er nach Mailand reise, um sich dort wieder mit Leonhard zu vereinigen. Letzterer mußte also mit schwerem Herzen, gleich nach der Ankunft in Genua und zum erstenmal, auf mehr als einen Tag von seinem Freund sich trennen, der bei seinem fürstlichen Beschützer zurück blieb.

Für Orlando begann jetzt in der prächtigen Stadt ein neues wunderbares Leben, das, so sehr der Herzog sich bemühte ihm ein völlig absichtsloses Ansehen zu geben, dennoch etwas geheimnißvolles verrieth; dieses wurde dem Neuling Orlando oft ziemlich beängstigend, indem es zugleich seine Neugier auf das lebhafteste anregte. Schon bei der Einschiffung in Marseille hatte der Herzog erklärt, daß er in Genua, und überhaupt in Italien, unter dem Namen eines Herrn von Blumenberg im strengsten Inkognito zu leben Willens sey. Liebe zur Freiheit, zur Bequemlichkeit, Ueberdruß der ihm bekannten lästigen Komplimentirsucht der Italiener, mußten diesem Entschlusse zum Vorwande dienen; und um ihn um so ungestörter ausführen zu können, sandte er seinen Kavalier, seinen Sekretär und den größten Theil seiner Dienerschaft nach Florenz, wohin er bald zu folgen versprach. Außer Orlando

behielt er nur seinen Arzt bei sich, dessen Unbekanntschaft mit der Landessprache, zum Theil für seine Verschwiegenheit Bürge war.

Orlando übernahm zugleich das Amt des Gesellschaftskavaliers und das des Sekretärs, doch wurde er als Letzterer nur sehr selten, und immer bei sehr gleichgültigen Anlässen, in Anspruch genommen; dieses befremdete ihn um so mehr, da es ihm nicht entgehen konnte, daß der Fürst eine geheime Korrespondenz eifrig betrieb, die von großer Wichtigkeit seyn mußte. Oft, wenn er mit Orlando spät in der Nacht heimkehrte, setzte er sich noch an den Schreibtisch, statt Ruhe zu suchen; fast täglich gingen und kamen Boten, deren Ankunft der Herzog genau vorher zu wissen schien, weil er sie immer am Eingange zu seinen Zimmern selbst empfing, und auch so wieder hinaus ließ. Gewöhnlich geschah dieses in denen der Siesta geweihten Nachmittagsstunden, während welchen Haus und Stadt in Italien fast so öde und ausgestorben erscheinen, wie in Deutschland um Mitternacht.

Orlando gab sich alle Mühe diese Seltsamkeiten nicht zu bemerken, oder wenigstens zu thun als bemerke er sie nicht; doch in seinem Herzen wünschte

er nichts sehnlicher, als daß der Fürst, dem er jeden Tag ergebener sich fühlte, ihn eines unbeschränkteren Vertrauens würdigen möge, damit er Gelegenheit gewinne, mit Aufopferung aller seiner Kräfte ihm seinen Diensteifer und seine innige Ergebenheit zu beweisen. So oft er jetzt die hohe edle Erscheinung desselben betrachtete, wandelte ein heimliches Mitleid ihn an, dessen er, als eines seines Gegenstandes unwürdigen Gefühls, sich innerlich schämte. Die sonst immer heitere Stirn des Herzogs, umdunkelten jetzt oft Wolken. Waren es Sorgen, körperliche Leiden, oder ungeduldige Erwartung einer zögernden Zukunft, was diese Wolken hervorbrachten? Oft glaubte Orlando sie nur erträumt zu haben, wenn der Fürst tagelang an seiner Seite, mit fast übermüthiger Fröhlichkeit, jedem heitern Lebensgenusse sich hingab, den das prächtige Genua und dessen bezaubernde Umgebungen ihm boten. Doch oft versank er auch, wenn er am heitersten schien, plötzlich in düstres Sinnen, aus dem er gewaltsam sich emporreißen mußte. Zuweilen ergriff er mit bedeutendem Blick den Arm seines jungen Freundes, um ihn zu irgend einem traulichen, verschwiegenen Plätzchen zu führen.

Dann schwebte sein Geheimniß ihm sichtbar auf den Lippen, tief aus seinem Innern drängten abgebrochene Worte sich herauf, sie deuteten darauf hin, daß er im Begriff stehe sich seinem jungen Freunde zu entdecken, vielleicht dessen Hülfe in Anspruch zu nehmen, und doch kam es nie zur Ausführung dieses Vorsatzes. Zuweilen suchte der Fürst dieses Benehmen durch dunkle Andeutungen, daß es noch nicht an der Zeit sey, zu entschuldigen, immer aber bestrebte er sich, durch neue Beweise inniger Zuneigung den Jüngling gewissermaßen darüber zu trösten, und gleichsam dafür zu entschädigen.

Einige Wochen waren auf diese Weise vergangen, als Orlando einst mit Einbruch der Nacht den Herzog in dessen Zimmer erwartete, der vor einer Stunde ohne alle Begleitung ausgegangen war, und versprochen hatte bald wiederzukehren. Erst leises, dann immer lauter werdendes Geräusch ließ vor dem Hause sich hören. Orlando trat an das Fenster, ein Auflauf füllte die enge Straße, Kopf an Kopf drängte sich die bunte Menge; schreiend, fluchend, fragend, befehlend, tobten alle die vielen Leute durcheinander ohne auf einander zu hören. Orlando ergriff seinen Degen und sprang

die Treppe hinunter; eben drängte das Volk in das Haus, den Herzog in seiner Mitte, halb getragen, halb geführt, blutend aus tiefen Wunden, und anscheinend beinahe bewußtlos.

Wer jemals das Leben einer geliebten Brust in Purpurwogen entströmen sah, nur der kann Orlando's Schmerz, das lähmende Entsetzen, das bei diesem Anblick ihn ergriff, ermessen. Der Dichter bemüht sich vergebens uns ein Bild davon zu geben. Poesie ist Leben; von ihr dargestellt, verliert selbst der Tod, zwar nicht seine Schrecken, aber doch jenes eiskalte gräßliche Erstarren, vor welchem sogar bei Thieren, die Natur schaudernd zurückbebt.

Bleich, mit zitternder Hand, untersuchte der Arzt zwei tiefe Wunden, die ein mörderischer Dolch dem Herzog wenige Schritte von seiner Wohnung geschlagen. Die eine, mit unsicherer Hand geführt, war nicht sehr bedeutend, die zweite, tiefere, war zwar gefahrvoller, doch auch sie ließ Hoffnung möglicher, sogar wahrscheinlicher Genesung. Als hätte der Arzt durch diesen Ausspruch das eigene Leben ihm gerettet, so freudig, in solchem beinahe wildem Entzücken, fiel Orlando bei der trostver-

heißenden Erklärung desselben, ihm um den Hals. Ihm war in diesem Augenblick, als habe er nie ein sterbliches Wesen so innig geliebt als den Herzog, und als könne nur dessen Erhaltung, ihn selbst vor unvermeidlichem Untergange bewahren.

Von dem Mörder war, ungeachtet aller, mit größter Schnelligkeit genommenen Maßregeln der Polizey, keine Spur zu finden. Der Fürst behauptete, die Hand nicht gesehen zu haben die ihn verwundet; in der Dunkelheit hatte er zugleich sich festgehalten und den Dolchstoß gefühlt. Dem Thäter konnte es bei sinkender Nacht nicht schwer geworden seyn zu entkommen. Man vermuthete, daß sogar bei der That selbst eine Verwechselung der Personen vorgewaltet habe, indem der Herzog nur erst kurze Zeit, und ziemlich eingezogen in Genua sich aufhielt.

Mitternacht nahte heran; vom Blutverlust ermattet lag der Fürst in tiefem Schlaf; Orlando und der Leibarzt saßen am Bette, sie wagten es nicht sich zu regen, kaum zu athmen; doch der Fürst erwachte plötzlich von selbst.

„Ihr hier? und alle Beide? Das heißt mit euern Kräften schlecht hausgehalten,“ flüsterte er,

und versuchte mit bleicher Lippe ein mattes Lächeln. „Ich werde noch viele Pflege brauchen, manche lange Nacht wird noch verwacht werden müssen, ehe ich völlig geheilt bin. Darum bitte ich, daß nur Einer von euch bei mir bleibe, während der Andere ruht, Sie Doktor, machen jetzt mit dem Ausruhen den Anfang. Sie vor Allen müssen bei Kräften bleiben."

Alles, was der Leibarzt gegen diese Anordnung seines Gebieters hätte vorbringen können, wäre vergeblich gewesen. Er wußte aus sattsamer Erfahrung, wie wenig dieser geneigt sey, offenbaren Widerspruch sich gefallen zu lassen, und wollte er nicht geradezu ihn zornig machen, was bei seinem jetzigen Zustande von sehr üblen Folgen seyn konnte, so mußte er sich schon entschließen, sich in ein anstoßendes Kabinet zurückzuziehen, und sogar die Thüre desselben hinter sich zuzumachen, denn der Herzog behauptete, so sehr er des Schlummers bebedürftig sich fühle, kein Auge schließen zu können, wenn die Idee ihn ängstige, es könne Jemand, ohne daß er es wisse, um ihn herumschleichen.

Der Arzt ging, und Orlando blieb ganz allein im Zimmer, bei dem Herzog. Er nahm wieder

seinen Platz am Bette desselben ein; der Kranke schien zu schlummern, und eine gute halbe Stunde verging in ungestörtester Ruhe.

„An die Thüre des Kabinets, leise, leise, auf Socken. Sieh zu, ob der Lauscher schläft," flüsterte plötzlich der Herzog.

Orlando erschrack heftig, aber er gehorchte. Er kehrte mit der Versicherung zum Herzoge zurück, der Arzt läge in tiefem Schlafe auf dem Sofa, er hatte durch das Schlüsselloch ihn gesehn, und gleich einem Schlafenden athmen gehört. Der Herzog drückte dankend seine Hand, dann befahl er ihm, mehr durch Zeichen als Worte, sich auf einen niedrigen Stuhl neben seinem Bette zu setzen, und den Kopf auf das Kissen dicht neben dem des Herzogs zu legen, so daß er auch den leisesten Hauch von den Lippen desselben weghaschen konnte. Orlando that alles, wie es ihm angedeutet wurde.

„Ich muß mich kurz fassen, ich habe weder Zeit noch Athem," sprach fast unhörbar der Herzog. „Orlando, ich habe ein Geheimniß dir zu entdecken, an welchem mein Glück, meine Ruhe im Leben und im Tode hängt. Achte mein Vertrauen darum nicht geringer, mein Freund, weil

es spät, scheinbar durch Umstände erzwungen, dir wird. Längst solltest du umständlicher erfahren, was ich jetzt, nur in zwei Worten zusammengedrängt, dir mittheilen kann. Ich verschob es auf bis es beinahe zu spät ist. Aufschieben ist die alte ewige Erbsünde, von welcher der Mensch nie sich losmacht, so lange es für ihn noch eine Zeit gibt."

Auf des Fürsten Geheiß holte Orlando jetzt ein künstlich verschlossenes Reiseportefeuille aus einem verborgenen Winkel hervor, das er nie zuvor bei dem Herzoge gesehen. Nach der Anleitung desselben mußte er mit einem kleinen Schlüssel es öffnen, den der Fürst am Halse trug. Dieser nahm einen Brief aus dem Portefeuille heraus, dann übergab er es, sammt dem Schlüssel, an Orlando.

„Bewahre es wohl, lasse es nie in Anderer Gewahrsam," sprach er. „Sehen wir lebend uns wieder, so gibst du unberührt es mir zurück, finde ich hier den Tod, so gibt dieses Behältniß dir Anleitung und Mittel, für ein dann verlassenes Wesen zu sorgen, das mir das theuerste auf Erden ist. Morgen mit Sonnenaufgang reise nach Lucca. Du kennst das Nonnenkloster nahe am Thor dieser

Stadt. Uebergib dieses Schreiben der Aebtissin desselben, unterrichte sie von dem Unfalle der mich betroffen, thue es sanft, mit Vorsicht, denn sie ist meine Gemahlin."

Orlando fuhr auf, und blickte ängstlich und forschend den Herzog an.

„Ich rede nicht irre," sprach dieser mit mattem Lächeln, indem er die Gedanken seines Freundes errieth. „Ich bin vermählt, heimlich, aber nach allen heiligen Gebräuchen unserer Kirche. Seit achtzehn Jahren! Ach damals! Felicia, ein Wunder von Schönheit, ich in blühender Jugendlust, mein ganzes Wesen in Liebesgluth, umstrickt vom süßen Wahnsinn der Leidenschaft. Ach damals!"

Der Herzog verstummte, übermannt von körperlicher Schwäche und innerer Bewegung. Orlando ergriff diesen Augenblick, um ihn flehentlich zu bitten, sich zu schonen, zu schweigen bis späterhin.

„Späterhin möchte leicht zu spät werden, und rede ich nicht, so verzehrt mich innere Angst, daß diese Furcht sich bestätigen könnte," erwiederte der Fürst, und fuhr dann mit möglichst gedämpfter Stimme in seinen Bekenntnissen fort.

Durch ein feierlich ausgesprochenes Gelübde ihrer Mutter, war Felicia schon in frühester Jugend der Kirche geweiht. Fern von der Welt, in völliger Unbekanntschaft mit den Verhältnissen der Leiden und Freuden derselben, war sie in klösterlicher Zucht und Einsamkeit für ihre Bestimmung auferzogen; doch was ihre Erzieher ihr weislich verschwiegen, lehrte sie die allen ihren Kindern verständliche Stimme der Natur. Mit einem innern Widerstreben, dessen Grund ihr unerklärlich war, hatte sie wenige Tage vorher, ehe Herzog Albert zum erstenmal in Genua anlangte, das Noviziat angetreten. Ein Zufall brachte den Bruder der lieblichen Felicia, in die nähere Bekanntschaft des jungen Fürsten, sie verlebten mit einander manchen Tag in froher, mitunter rauschender Geselligkeit, und die Lösung einer in jugendlichem Uebermuthe eingegangenen Wette, bewog einst den jungen Genuesen seinen hohen Freund in das Sprachzimmer des Klosters, in welchem seine Schwester lebte, zu führen, um ihn durch den Augenschein zu überzeugen, daß sie, und nur sie allein es verdiene, die Krone der schönen Genueserinnen zu heißen.

Der erste Anblick ihrer über alle Beschreibung schönen anmuthigen Erscheinung, erweckte in dem Herzen des jungen Fürsten die leidenschaftlichste Liebe; die mit dieser Liebe verknüpfte Gefahr, die augenscheinliche Unmöglichkeit sie zum beglückenden Ziele zu führen, erhöhten die Flamme derselben zur alles überwältigenden Gluth. Ohne nur einen Augenblick seinen Rang, seine Familien-Verhältnisse in Erwägung zu ziehen, stand der Entschluß in ihm fest, Glück und Leben rücksichtslos an den Besitz der Geliebten zu wagen. Er entdeckte sich und seine Pläne ihrem Bruder Manfredo; jeder Genuese von altedlem Geschlecht, stellt in seinem Sinne sich Königen gleich; und die Aussicht, seine Schwester als Gemahlin dieses Fürsten, und durch sie die gesunkene Größe seines uralten, aber verarmten Hauses wieder erstehen zu sehen, bemächtigte sich sogleich mit Allgewalt des ränkevollen, stolzen und ehrgeizigen Italieners, und stimmte ihn zur höchsten Bereitwilligkeit, im Dienste dieser Liebe.

Beinahe ein volles Jahr mußte noch vergehen, bis zu dem Zeitpunkte, wo Felicia den Schleier nehmen sollte, der von der Welt, von Liebe und Freiheit auf ewig sie scheiden mußte, und es gab

auch Mittel diesen Tag noch weiter hinauszuschieben. Man hatte also viel Zeit vor sich; was man wünscht glaubt man gern, und die Liebe überzeugte den Herzog eben so fest, als der nicht minder mächtige Ehrgeiz seinen Vertrauten, daß man in Jahresfrist alles erringen könne, was man nur recht ernstlich wolle. Indessen täuschte sich Manfredo doch nicht ganz; er wußte, daß vor der Hand an keine öffentliche Verbindung des Herzogs mit seiner Schwester zu denken sey, und nahm darnach seine Maaßregeln. Denn, wenn selbst das Unmögliche geschehe, und des Herzogs hohe Verwandte in diese Verbindung willigten, so würden doch Felicia's Eltern nie dahin zu bringen seyn, das Gelübde freiwillig zu brechen, das ihre Tochter der Kirche gelobte, und gelte es dem Throne eines Kaisers, ja selbst der Lebensrettung des geliebten Kindes; davon war Manfredo vollkommen überzeugt. Er ließ sich indessen dadurch nicht abhalten, alle Schwierigkeiten zu besiegen, die der nähern Bekanntschaft des Herzogs mit seiner Schwester sich entgegen stellten. Er führte ihn selbst am Sprachgitter ihr zu. Die heiße Liebe des schönen fürstlichen Jünglings erklärte sich bald, und blieb

nicht unerwiedert. Felicia theilte sich mit aller Gluth eines jungen, sich selbst noch nicht verstehenden Herzens, das gerade in dem Augenblick zum Leben erwacht, in welchem es auf ewig in Entsagen und ewigem Alleinseyn erstarren sollte.

Während das glückliche Paar, von Liebeszauber umfangen, alles vergaß, war Manfredo auf das thätigste bemüht, seinen wohlüberdachten Plan auszuführen. Mit schlauer Beredsamkeit wußte er sowohl den Beichtvater, als die Aebtissin des Klosters, in das Geheimniß der Liebenden zu ziehen, und sie für dasselbe zu gewinnen. Beide waren seinem Hause nahe verwandt, beide hatten früher zu lange in der Welt, und in zu mannichfaltigen Verbindungen mit ihr gelebt, als daß er dabei ihren geistlichen Fanatism zu fürchten gehabt hätte. Er brachte das Paar bald dahin, die großen Vortheile einzusehen, die aus Felicia's Vermählung, sowohl der Familie, welcher sie gemeinschaftlich angehörten, als auch dem Kloster, dem jene beide vorstanden, bringen mußte. Es ward beschlossen die Liebenden heimlich trauen zu lassen, um auf jeden Fall des Herzogs gewiß zu seyn, die Vermählung selbst aber so lange verborgen zu

halten, bis es Zeit würde damit an das Licht zu treten, und diese Zeit bei der dermaligen Stellung der politischen Welthändel schien den drei Verbündeten nicht eben allentfernt zu seyn.

Ein alter stumpfsinniger Mönch, der weder den Herzog noch dessen Braut kannte, traute das Paar in Manfredo's Gegenwart, ohne daß weder die Aebtissin noch der Beichtvater darum zu wissen schienen. Tage und Wochen vergingen den Neuvermählten in einem Taumel von Seligkeit; sie waren zu glücklich, um darüber nachzudenken, wie es möglich sey, daß sie so ungestört und fast zwanglos ihre Zusammenkünfte bald im Kloster, bald in dem Garten desselben halten konnten; sie wußten, daß Manfredo für sie wache, aber sie ahneten nicht, daß die Aebtissin selbst alles thue, um ihr süßes Geheimniß mit einem undurchdringlichen Schleier zu verhüllen.

Ein nicht auszuweichender Befehl seines höchsten Verwandten, der den Herzog plötzlich zürück in die Heimath rief, erweckte endlich die Armen aus ihren seligsten Träumen, um sie in einen Abgrund von Qualen zu stürzen. Ihr Abschied von einander war, wie wenn Leib und Seele sich scheiden.

Und wie bei jener ernsten Trennung, die jedem lebenden Wesen bevorsteht, so blieb auch ihnen kein anderer Trost, als die Hoffnung des Wiedersehens und der Wiedervereinigung auf ewig.

In der ersten Zeit schrieb der Herzog sehr oft an seine junge Gemahlin. Ausbrüche glühender Leidenschaftlichkeit, verzehrender Sehnsucht; bittere Klagen über Verzögerung seines einzigen Glückes auf Erden, waren der Inhalt dieser Briefe. Allmählig wurden sie immer ernster und trüber, sie kamen seltner und seltner; die Möglichkeit, jeder zu voreilig gefaßten Hoffnung gezwungen entsagen zu müssen, ward erst leise, dann immer bestimmter angedeutet, zuletzt erfolgte eine lange Pause, in welcher Herzog Albert gar nichts von sich hören ließ.

Endlich fiel der entscheidende Schlag. Der Herzog schrieb, er habe alles versucht, alles sey fehlgeschlagen; er müsse jeder Hoffnung einer möglichen Erfüllung seines heißesten Wunsches mit blutendem Herzen entsagen. Unübersehbares Elend, trostloser Untergang, drohe von hoher Hand ihm, der Geliebten und Allen, die in dieses unselige Geheimniß verflochten gewesen; nur tiefes Schweigen

böte noch Rettung und Sicherheit. Deßhalb würde auch er hinfort dieses Schweigen beobachten, doch bliebe die Geliebte seinem Herzen ewig theuer; nie würde er aufhören, sich durch die heiligsten Bande ihr verbunden zu fühlen, nie einer Andern die Hand am Altare reichen, sondern ihr stets unverbrüchliche Treue bewahren.

Felicia, die arme Felicia, was wäre von ihr zu sagen, das Jeder nicht besser in seinem Herzen empfände?

Mit grausenvollem Entsetzen, von dem sie, die Unschuldige, Unerfahrne, nichts wußte, hatte die Aebtissin kurz vorher entdeckt, daß Felicia ein Pfand ihrer Liebe unter dem Herzen trage. Das Daseyn dieses Kindes, wenn es bekannt wurde, mußte besonders in der jetzigen Lage der Dinge, Verderben und Untergang über Felicia sowohl, als über die Aebtissin selbst herabziehen, das sah die kluge welterfahrne Frau deutlich ein, und sie beschloß daher es nur dem Vater desselben zu entdekken, und übrigens vor Jedermann, selbst vor Felicia's Bruder verborgen zu halten. Dieser wüthete jetzt in unversöhnlichem Hasse gegen den Herzog, sein Durst nach Rache an demselben war um so

verzehrender, je weniger sich eine Möglichkeit zeigte, ihn befriedigen zu können, und es ließ sich gar nicht im Voraus berechnen, zu welchen Greuelthaten sein heftig aufgebrachtes Gemüth ihn vielleicht würde hinreißen können.

Das Unmöglichscheinende gelang durch die klugen Vorkehrungen der Aebtissin. Felicia gebar eine Tochter, ohne daß Jemand im Kloster etwas davon erfuhr. Nur der Beichtvater wurde mit in das Geheimniß gezogen; das Kind ward von ihm Rosalba getauft, und dann mit seiner Amme, die nicht wußte wem es angehörte, über die See nach Frankreich geschickt, wo es durch die Veranstaltung des Beichtvaters, unfern Marseille einen sichern Aufenthalt bei wackern Landleuten fand, die das arme verlassene Wesen mit Liebe und Treue verpflegten.

Die Zeit in welcher Felicia den Schleier nehmen sollte war indessen herangekommen. Das Band zwischen ihr und dem Herzoge war zerrissen, ihr Bruder, der die einst von ihm selbst herbeigeführte Verbindung, jetzt als die Schande seines Hauses verfluchte, drang nun selbst darauf, dieselbe durch ein ewig bindendes Gelübde, gänzlich vernichtet

zu wissen, und die arme Felicia weigerte sich nun nicht mehr einer Welt zu entsagen, deren höchste Seligkeit und deren bitterste Täuschung sie erfahren hatte. Als man ihre Locken abschnitt, und den schwarzen Schleier über sie deckte, der von jedem äusseren Leben auf ewig sie trennen sollte, da war ihr, als kehre sie nach langem Herumirren in einer fremden bunten Zauberwelt, in das öde traurige, aber Sicherheit bietende Vaterhaus, in die arme Heimath ihrer Kindheit zurück, denn diese war das Kloster ihr von jeher gewesen. Nach einiger Zeit schien das, was sie in dem kurzen Zeitraume von wenigen Monaten erlebt und erlitten, ihr nur ein banger und seliger Traum, der in immer undeutlicher werdenden Umrissen ihr vorschwebte. Nur ein Gefühl verband sie noch mit dem äußeren Leben, und dieses war die Sehnsucht nach ihrem Kinde.

Mit inniger Dankbarkeit, mit unumschränktem Vertrauen, fühlte sie zu der Aebtissin sich hingezogen, deren früheren Antheil an ihrem Geschick ihr unbekannt geblieben war, und die sie jetzt als ihren zur Zeit der Noth ihr erschienenen Schutzgeist, mit aufrichtiger Ergebenheit verehrte. Die Aebtissin lohnte ihr dafür durch gegenseitige Zuneigung,

und zuletzt durch unbeschränktes Vertrauen. Als Rosalba das achte Jahr erreicht hatte, gab sie dem heißen Wunsche der Mutter derselben nach, und traf Anstalten, die Kleine, als die Tochter einer ihrer Freundinnen in Frankreich, in die Zahl der jungen Mädchen, aus meistentheils bedeutenden Familien, aufnehmen zu lassen, die als Pensionärinnen des Klosters in demselben erzogen wurden. Felicia meinte vor Freuden zu sterben, als sie diesen Entschluß ihrer Beschützerin vernahm. Wonnetrunken willigte sie in alle Bedingungen, die ihr dabei gemacht wurden; sie legte in die Hände der Aebtissin einen feierlichen Eid ab, sich ihrer Tochter nie, unter keiner Bedingung, als Mutter zu erkennen zu geben; und bald darauf langte die Kleine im Kloster an, begleitet von ihrer Gouvernante, die von Kindheit auf sie gepflegt hatte.

Mit schmerzlicher Freude hatte Herzog Albert die Nachricht von Rosalba's Geburt damals vernommen; die stille Gewalt der Zeit ließ nach und nach das Bild der Mutter seiner Tochter in seinem Herzen, wie in seiner Phantasie erbleichen, ohne es jedoch ganz zu verlöschen. Ergriffen vom raschesten Taumel des Lebens, hingegeben allen Zer-

streuungen, denen sein hoher Rang wie auch die ihn auszeichnenden körperlichen und geistigen Vorzüge ihn entgegen führten, hörte er endlich ganz auf jener kurzen seligen Tage mit Sehnsucht zu gedenken, die er im innigsten Vereine mit der schönen liebeglühenden Felicia verlebt hatte. Doch hielt er, was er ihr zuletzt gelobt; er bot keiner zweiten Gemahlin die Hand, und der Wunsch, das Kind seiner ersten Jugendliebe nur einmal zu sehen und umarmen zu können, stieg oft in ihm auf, und wuchs endlich bis zur ungeduldigsten Sehnsucht.

Als er von der Aebtissin nach mehreren Jahren die Nachricht erhielt, daß sie gesonnen sey, seine Tochter mit der Mutter derselben in ihrem Kloster zu vereinen, und sie unter Felicias Augen erziehen zu lassen, da wiederstand er dieser Sehnsucht nicht länger; im strengsten Incognito, eilte er seine Tochter in ihrer ländlichen Einsamkeit in der Provence aufzusuchen, ehe sie dieselbe mit dem Kloster vertauschen müßte.

Nie hat die Erde ein lieblicheres, engelgleicheres Wesen getragen, als die damals kaum acht Jahre alte Rosalba. Herzog Albert betrachtete sie mit staunendem Entzücken, und als er von ihr scheiden

mußte, nahm er sie in seine Arme, und verband sich durch einen heiligen Eid, alles daran zu setzen, um diesem holden Wesen dereinst alle die Vortheile zu verschaffen, zu welchen seine Geburt es berechtigte.

Wiederum vergingen zehn Jahre. Die Aebtissin starb in deren Verlaufe; zufolge früher getroffenen Vorkehrungen ihrer Beschützerin, wurde Felicia zur Nachfolgerin derselben erwählt, und stand jetzt mit Würde und Nachdruck, mit klugem Sinn und scharfem Blick, den Angelegenheiten des Klosters vor, wie sie es von ihrer Vorfahrerin erlernt. Die Zeit hatte ihr Blut gekühlt, ernste Beschäftigungen sie vom Grübeln über sich und ihr früheres Geschick abgezogen. Ihr stolzes Naturell hat den Schmerz über das Unrecht zu besiegen gewußt, das sie von dem einst Geliebten erlitten; für alles, was ihrem Leben übrigens entzogen war, wußte sie Trost und Entschädigung im Bewußtseyn unbeschränkter Herrschaft in ihrem kleinen Bezirke, zu suchen und zu finden, und vielleicht behütete nur Rosalba's Gegenwart das Herz der Mutter vor völligem Erstarren. Felicia hielt fest an dem Gelübde, sich ihrem Kinde nie

als das was sie ihm war, zu erkennen zu geben aber sie liebte und hütete es wie ihre Augen. Der Gedanke an die Zukunft dieses lieblichen Wesens, füllte oft ihre einsamen Stunden mit banger Sorge. Oft war sie nahe daran es der Kirche zu weihen, um den Gefahren der Welt es auf immer zu entziehen; dann aber wachten alte Erinnerungen aus ihren frühesten Jugendträumen in ihr auf, und so blieb sie in Zweifeln befangen, und wußte sich nicht zu entscheiden. — Da nahte plötzlich Fürst Albert sich ihr schriftlich wieder. Seit Jahren hatte sie nichts von ihm gehört. Er meldete ihr, daß seine Familienverhältnisse eine Wendung genommen hätten, die ihm günstig sey, und die Aussicht vergönnte, vielleicht dereinst auf ihrer beider Kind allen Glanz, alles Glück übertragen zu können, den ein feindliches Geschick ihn verhindert hätte, der Mutter desselben zu gewähren. Er beschwor sie bei Rosalba's Glück, ihm wieder Glauben zu schenken, und die geliebte Tochter seiner Vatersorge zu übergeben; er gelobte an dem Kinde wieder gut zu machen, was er einst, freilich mit blutendem Herzen, an der schönen geliebten Mutter desselben verschuldet. Name, Rang, Reichthum,

alles was Felicia's Leben hatte entbehren müssen. Felicia weigerte sich lange, auf die Vorschläge des Herzogs einzugehen, und dieser begab sich nach Genua, um die Angelegenheit die ihm jetzt zunächst am Herzen lag, eifriger betreiben zu können. Boten gingen täglich zwischen ihm und dem Kloster hin und wieder. Ihn wieder zu sehen, um alles mündlich mit ihm abzumachen, verweigerte ihm der stolze Sinn der Aebtissin; aber eben dieser zeigte ihr auch die Aussichten, die ihre Tochter an der Hand des fürstlichen Vaters erwarteten, in einem glänzend verführerischen Lichte, dem sie zuletzt nicht länger zu wiederstehen vermochte. Er half ihr, den Schmerz der Trennung von dem einzigen Wesen das sie liebte, zu unterdrücken, und bewog sie endlich, nach manchem sauern Kampfe, darein zu willigen, daß die junge Rosalba im Namen der Person, die sie vor zehn Jahren dem Kloster übergeben haben sollte, an einem bestimmten Tage aus diesem abgeholt werde.

Alles dieses, nur weit kürzer, weit weniger umständlich, vertraute der verwundete Herzog in

jener Nacht seinem jungen Freunde. „Der morgende Tag ist bestimmt, meine Tochter aus dem Kloster abzuholen,“ setzte er am Ende hinzu. „Lassen wir ihn vorüber gehen, so bemächtigt sich neues Mißtrauen der Mutter, und sie nimmt, was ich mit Mühe von ihr errungen, wieder zurück. Auch andre Gefahren drohen. Der Dolch, der mich traf — die Hand des Bruders meiner Gemahlin hat ihn geführt. Nicht die Zeit, nicht mein strenges Incognito, konnten nach achtzehn Jahren dem Auge meines Todfeindes mich unkenntlich machen. Indem ich, von seiner Hand getroffen, zurücksank, flüsterte er, von einer Verwünschung begleitet, den Namen Felicia mir zu, und entfloh. Den, welchen ich einst Freund nannte, soll meine Rache nicht verfolgen; doch die Zeit, in der er sich nun aus Furcht verborgen hält, ist die sicherste, um meine Tochter aus dem Kloster, nach Mailand in das Haus einer Freundin zu bringen; hilft mir Gott, so treffe ich sie dort, im Hause der Gräfin Gandolfi.“

„Gold, Briefe, schriftliche Anweisung, wie du in verschiedenen Fällen dich zu nehmen hast, findest du in jenem Portefeuille“ sprach der Herzog nach

einer kleinen Pause. „Seit lange habe ich zur Erfüllung dieses Auftrags dich ersehen; ich habe alles vorbereitet, selbst auf den Fall meines schnellen Todes.“

Der Fürst schloß die Augen, und sank, höchst ermattet, in tiefen, einer Ohnmacht gleichenden Schlummer zurück. Orlando harrte in Todesangst ihm zur Seite, und wagte es nicht den Blick von ihm abzuwenden. Nach einer Stunde erwachte der Kranke neugestärkt. „Der Hahn kräht,“ flüsterte er, „die Zeit eilt, du mußt noch viel erfahren, und ich habe wenig Athem mehr.“

„Die zur Anerkennung meiner Tochter nöthigen Papiere liegen in P . . . . bei meiner edlen mütterlichen Freundin, der Fürstin von Z . . .; zu ihr muß Rosalba, im Fall Gott über mich anders gebeut. Im Portefeuille liegt ein Brief an diese treffliche Frau. Ehe Rosalba im Schutz derselben sich befindet, darf Niemand ahnen wer sie ist. Gefahren drohen ihr von allen Seiten; sie hat mächtige Feinde — meine Agnaten, denen sie die bei meiner Ehelosigkeit gehoffte Erbschaft verkümmert. Darum entfernte ich mein Gefolge, ich wollte keine Spione dulden. Eile, eile, sey vorsichtig und verschwiegen.“

Abermals hemmte Ermattung dem Fürsten die Sprache. Nur durch Zeichen trieb er den tiefbetrübten Orlando, Portefeuille, Gold und Briefe an sich zu nehmen, den Arzt zu rufen, und sich dann so schnell als möglich auf den Weg zu machen. Vom Schmerz und banger Besorgniß übermannt, knieete Orlando neben ihm hin, überströmte mit Thränen die ihm gebotene bleiche Hand, indem er an seine Lippen sie drückte, gelobte bei allem was ihm heilig, den ihn ehrenden Auftrag auf das treulichste und besonnenste auszuführen, und riß sich endlich mit wiederstrebendem Herzen los, um den Befehlen seines hohen Freundes zu gehorchen.

Nach wenigen Stunden, sah die aufgehende Sonne ihn schon dem ihm bezeichneten Kloster zueilen; noch war sie nicht dem Westen zugesunken, als Orlando an der Pforte desselben sich meldete. Es war sichtbar, die Aebtissin hatte Botschaft erwartet. Orlando wurde ohne Zögern in ihr Sprachzimmer geführt. Der Vorhang schwand, der das Gitter verdeckte, hinter welchem die Aebtissin in ihrem Armstuhl thronte; eine edle, hohe Gestalt, mit dem Anstande einer Königin, mit großen dunkeln blitzenden Feueraugen, und einem kalten,

aber regelmäßig schönen Gesicht. Mit einem kaum merklichen Neigen des stolzen Nackens begrüßte sie schweigend den eintretenden Jüngling, der wunderbar beklommen, es kaum wagte das Auge bis zu ihr zu erheben, denn er fühlte, wie der scharfe, helle, stechende Blick der hochwürdigen Frau, durch Mark und Seele ihm drang.

Endlich ermannte er sich doch. Er überreichte ihr ein vom Herzoge vor dessen Verwundung niedergeschriebenes, weitläuftigeres Schreiben, und ein Paar Zeilen, welche dieser nach dem Unfall mit schwacher Hand in schwankenden Zügen mühsam zu Wege gebracht hatte; zugleich stattete er ihr einen sehr gemilderten Bericht von dem ab, was seinen hohen Freund betroffen. Die Aebtissin schauderte erbleichend, als Orlando den Herzog nannte, ihre Hand zitterte, indem sie die Briefe aus der seinigen nahm, aber sie faßte sich mit großer Gewalt, indem sie dieselben flüchtig mit den Augen durchlief, und vermochte bald darauf mit fester Stimme, beinahe kalt-höflich, nach den näheren Umständen bei der Verwundung des Herzogs sich zu erkundigen, und sehr gelassen die Hoffnung seiner baldigen Genesung auszusprechen.

Orlando fühlte sich von diesem kalten Benehmen innerlich beinahe bis zum Ingrimm empört, und dennoch durchrieselte ihn dabei eine Art schaudernder Ehrerbietung, vor diesem scheinbar über alles menschliche Empfinden erhabenen Wesen. Hat Liebe jemals dieses Marmorbild durchglühen können! dachte er bei sich selbst, während sie den längeren Brief aufmerksamer las. Kann man den Schein jugendlicher Schönheit so im Aeußeren bewahren, während, lange vor der Zeit, das starre kalte Alter, im Innern den furchtbarsten Sieg davon trägt, und jeden Nachklang jugendlichen Gefühls vertilgt?

„Ich muß Ihnen nach diesen Briefen vertrauen, und das geliebteste Kleinod unseres Hauses Ihrem Schutze und Ihrer Sorgfalt auf einige Tage übergeben," sprach jetzt die Aebtissin. „Zwar hatte ich in dieser Angelegenheit von dem Herzoge die Wahl eines älteren erfahrenern Geleitsmanns erwartet, doch muß ich glauben, daß zureichende Gründe ihn bestimmt haben, Ihrer Jugend zu vertrauen. Ueberdem genießet das Fräulein Rosalba noch des Schutzes einer würdigen Frau, ihrer Gouvernante, einer Französin, die sie

hieher geleitete, die ganze Zeit über im Kloster bei ihr verweilte, und sie jetzt wieder zurück zu ihren Verwandten bringen wird. Der Weg von hier nach Mailand ist völlig gefahrlos, und ich bin überzeugt, daß Sie während der Reise für die Damen ritterlich Sorge tragen werden. Um unnützes Aufsehen zu vermeiden, wünsche ich, daß Madame Dubois unterweges sowohl für Ihre, als des Fräuleins Mutter gelten möge. Die Umstände müssen diese Nothlüge entschuldigen; in Mailand sind Sie denselben sowohl als überhaupt Ihres Amtes überhoben. Mit Tagesanbruch wird alles zu Ihrer Abreise bereit seyn, bis dahin ist am äußeren Vorhofe des Klosters, bei dem Verwalter desselben, für Ihre Aufnahme gesorgt."

Ein zweites fast unsichtbares Neigen des schönen ernsten Hauptes, deutete jetzt Orlando's Verabschiedung an; noch ehe dieser ein Wort erwiedern konnte, ließ der helle Klang eines Silberglöckchens sich hören, und der Vorhang war wieder zwischen ihm und dem innern Heiligthume des Sprachzimmers gesunken. Nein, diese Kälte! diese furchtbare Kälte! war Orlando, alle Mäßigung verlierend, im Begriffe auszurufen; da traf ein tiefer Seufzer

sein Ohr, halb ersticktes leises Weinen ward hinter dem Vorhange hörbar. Schwankend zwischen Reue, tiefem unendlichen Mitleid und banger Scheu, wollte Orlando schon unbesonnen den Vorhang mit unheiliger Hand berühren und wegziehen, doch die Layenschwester, welche ihn vorhin in das Sprachzimmer geleitet hatte, trat herein; sie nöthigte ihn, dasselbe zu verlassen und ihr zu dem Verwalter des Klosters zu folgen, der unten seiner harrte, um ihn bis an die Gränze des äußersten Vorhofs, in seine Wohnung zu führen.

Kaum graute der Morgen des folgenden Tages, als schon ein Reisewagen aus dem innern Hofe des Klosters herausrollte. Der Schlag wurde aufgemacht, Orlando hineingeschoben, der Vetturino trieb seine Pferde an, und, wie zwischen Wachen und Träumen, fand sich der Jüngling zweien dicht verschleierten, übrigens aber einander völlig unähnlichen Gestalten gegenüber. Rosalba, hoch, schlank, edel in Stellung und Haltung, saß schweigend, fast regungslos in eine Ecke gedrückt; ihre Gesellschafterin hingegen, eine kleine, runde, mütterlich aussehende, redselige Frau, begrüßte in französischer Sprache den jungen Beschützer der

Damen recht freundlich. Sie war entzückt, als ihr Gruß eben so erwiedert wurde; denn ohnerachtet ihres zehnjährigen Aufenthaltes in Italien, war es ihr, als einer ächten Französin, dennoch unmöglich gewesen, italienisch zu lernen. Rosalba weinte indessen still vor sich hin; erst vor wenigen Stunden hatte sie von der Verwundung ihres Vaters gehört, die diesen verhinderte, sie, wie er gehofft hatte, nach Mailand zu begleiten. Schon lange hatte das junge Herz mit tiefer Sehnsucht dem Augenblick entgegengeschlagen, der es zum erstenmale einem Wesen entgegenführen sollte, zu dem es sich, als ihm angehörig, rechnen dürfe; jetzt war dieser Augenblick auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben; durch eine verbrecherische That, deren bloße Möglichkeit das arme, mit der Welt ganz unbekannte Kind in Angst, Sorge und Grauen versetzte. Ihre Thränen flossen zugleich dem Vater, und dem Schmerze darüber, daß diese Welt, die sie so schön sich gedacht, auf solche Weise sich zuerst ihr offenbaren mußte.

Endlich ging die Sonne über ein blühendes, lachendes Eden auf, aus hoher blauer Luft, aus Bäumen und Hecken und Weingärten, begrüßte

lauter Jubel die Königin des Tages; blitzend gleich zerstreuten Edelsteinen, lag der schimmernde Thau auf der bräutlich geschmückten Erde, und berauschende Düfte stiegen aus all' den tausend würzigen Kräutern und Bäumen des Südens, zum freundlich milden Himmel hinauf. Seit sie der ersten Kindheit entwachsen, hatte Rosalba die unendliche Pracht der Natur nur aus dem Fenster ihrer Klosterzelle von Ferne erblickt; die Freude über das entzückende, lange entbehrte Schauspiel überwältigte den zagenden Schmerz in ihrem Gemüthe; sie richtete sich empor und schlug den Schleier auf, um mit vollen Zügen den erquickenden Morgenduft einzuathmen. Orlando blickte sie an, und gleich einem Stern im Kelche einer Lilie, leuchtete Herzog Alberts schönes Feuerauge, aus dem unbeschreiblich reizenden aber blassen Gesichte der Tochter desselben, ihm entgegen.

Ein anfangs allgemeines Gespräch wurde von der kleinen Reisegesellschaft jetzt angeknüpft, zu welchem der schöne Morgen den bequemsten Stoff lieh; doch bald nahm es zwischen dem Fräulein und Orlando eine interessantere Wendung. Rosalba entdeckte mit Freuden, wie fest ihr junger

Beschützer mit ihrem Vater verbunden sey, mit wie inniger Ergebenheit er an ihm hange, und des Fragens von ihrer, wie des Erzählens von seiner Seite ward nun kein Ende. Der Tochter bange Sorge um den Vater, sprach so deutlich und ergreifend sich aus, daß Orlando es nicht wagen mochte dessen Genesung, als dem mindesten Zweifel unterworfen, ihr darzustellen. Er konnte es nicht über sich gewinnen, dieses weiche, liebliche, so leicht und tief verletzbare Wesen, vielleicht ganz unnöthig zu betrüben, und täuschte sich endlich selbst, indem er aus gutmüthiger Schonung unsichere Hoffnungen ihr so lange als Gewißheit zeigte, bis er sie selbst für solche zu nehmen begann. In nie gefühltem Entzücken verlor er dem holdesten Wesen gegenüber, das je sein Auge gesehen, oft den Faden des Gesprächs. In den schönen Zügen des zarten jugendlichen Köpfchens, im Aufschlagen der dunkeln, von langen seidenen Wimpern umschleierten Strahlenaugen, sprach Milde und Güte sich aus; ihrem ganzen Wesen schien eine wunderbare Neigung zum Leiden, zur Liebe, vielleicht zur schmerzlichsten Leidenschaftlichkeit eigen zu seyn. Unerachtet einer fast träumerischen Unbekanntschaft

mit der Welt, war es dennoch, als ob Rosalba eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Glück in sich trüge, ihre ganze Erscheinung war sichtlich von allen Seiten leicht verletzbar, und doch ihr Herz der kindlichsten Freude nicht minder offen, als dem herbesten Schmerz.

Engel sollten auf ihren Fittichen dich durch das Leben tragen, du holdes liebseligstes Wesen, dachte Orlando, indem er sie unbemerkt betrachtete. O wer könnte dieses weiche Herz jemals verwunden wollen, und welche Seligkeit müßte es seyn, das ganze Daseyn daran zu setzen, um ihm jeden Schmerz zu ersparen, und immer dieses Lächeln die Rosenlippen umspielen zu sehen!

Und dennoch war es Orlando's Bestimmung, der lieblichen Rosalba den ersten großen Schmerz ihres Lebens zu geben. Am zweiten Abend der Reise bemerkte er beim Vorfahren vor dem Hause, wo sie ihr Nachtquartier nehmen sollten, den Kammerdiener des Herzogs. Die Erscheinung desselben hier, zu dieser Zeit, den Ausdruck tiefer Betrübniß in den Zügen des alten Dieners, sagten ihm Alles, und erfüllten ihn mit vorahnendem Schrecken. Doch war er noch besonnen genug,

die Damen zuvor in ihr Zimmer zu führen, und den Boten der Trauer erst später zu sich zu berufen.

Orlando's banges Ahnden hatte ihn nicht getäuscht; sein edler Freund war nicht mehr; Erschöpfung aller Kräfte, wahrscheinlich durch jene letzte lange Unterredung noch beschleunigt, hatte einen sanften schmerzlosen Tod ihm gegeben. Er hatte nicht gern aber resignirt das Leben verlassen; kurz vorher, ehe er starb, befahl er noch seinem treuesten Diener, seinen jungen Freund Orlando an dieser Stelle zu erwarten, und ihm zu sagen, daß nur die feste Ueberzeugung den Tod ihm erleichtere, er werde treu, umsichtig und genau seinen letzten wichtigen Auftrag, im liebevollen Andenken an ihn vollenden. In den letzten Augenblicken hatte er mit schwacher Hand es noch versucht, einige Zeilen für Orlando niederzuschreiben; bis auf den Namen Orlando und Rosalba waren sie jedoch völlig unleserlich. Der Sterbende hatte dieses selbst bemerkt, und schmerzlich lächelnd die Augen geschlossen, um sie nie wieder zu öffnen.

Orlando durchwachte die Nacht in schmerz-

licher Trauer und bittern Klagen um seinen edlen entschlafenen Freund. Zitternd ging er am Morgen, um der armen Rosalba anzukündigen, was sie verloren; er fand sie vorbereitet; sein lauter Jammer war in der Stille der Nacht bis zu ihrem, nicht weit von dem seinen entfernten, Zimmer gedrungen; sie hatte geglaubt, seine Stimme zu erkennen; eine Ahnung der Ursache seines Schmerzes war in ihr erwacht, und sein Anblick am folgenden Morgen bestätigte diese vollkommen. Ihre Thränen vereinigten sich mit den seinigen, noch ehe ein Wort über die Veranlassung derselben gesprochen wurde.

Rosalba's erste bestimmte Aeußerung war jetzt der Vorsatz, nach Genua zu eilen, um wenigstens im Tode die geliebten Züge ihres Vaters zu sehen, den sie im Leben nie gekannt. Nur die Ueberzeugung, zu der Orlando mit vieler Mühe sie brachte, daß sie auch bei der möglichsten Eile, zur Erreichung dieses Zweckes, immer zu spät dort anlangen müßte, konnte sie davon abbringen. Nun aber bestand sie darauf, in's Kloster zurückzukehren, das sie vor zwei Tagen verlassen, um dort ihr ganzes Leben der Trauer um ihren Vater

zu weihen; denn der Gedanke, als ein freundloses, schutzloses Wesen, von keiner schirmenden Hand geleitet, in die ihr völlig unbekannte Welt zu treten, flößte ihr unnennbares Grauen ein. Orlando erbleichte, sein Herz erstarrte in unsäglicher Angst, als er dieses aus ihrem Munde vernahm; ihm war, als drohe die Sonne unterzugehen in langer endloser Nacht; ihm war, als müsse auch er aus der Welt, nun Rosalba sie nicht mehr schmücken wolle; doch eben sein Schmerz gab ihm Muth. Ernst, zürnend beinahe, stellte er der Zagenden das Unrecht vor, durch das sie im Begriff stehe, sich an dem Andenken ihres Vaters zu versündigen, wenn sie aus ängstlicher Sorge um sich selbst, den letzten Wunsch desselben unerfüllt lassen wollte, auf den der Verklärte sein Glück und seine Ruhe im Leben und im Tode gestellt, zu dessen Erfüllung er Alles vorbereitet habe, selbst auf den jetzt wirklich eingetretenen schmerzlichen Fall, den er mit ahnendem Sinn vielleicht lange vorher schon gesehen.

Still weinend hörte Rosalba den Jüngling an, und ergab sich endlich seinen Gründen mit frommer Demuth, die sie in seinen Augen zur

Heiligen verklärte. Von nun an sah sie in ihm ihren einzigen Beschützer in einer Welt, deren unruhiges Leben und Treiben, in ihrem tiefen Schmerz, sie unsäglich beängstigte. Sie stützte sich einzig auf ihn, als den Abgesandten ihres verklärten Vaters, um den Weg wandeln zu können, den dieser ihr vorgezeichnet hatte. Orlando klagte mit ihr, er theilte mit ihr den tiefen Schmerz um den Heißbeweinten, dem auch seine Thränen flossen; er gehörte ihr zu, er war der Einzige, der jemals zu ihr, der immer Vereinzelten, gehört hatte; er war ihr Freund, ihr Beschützer, ihr Berather, — mit einem Wort, er war die erste Liebe des unschuldigen, in klösterlicher Einsamkeit erwachsenen Mädchens, das nie auch nur den Namen jener alles beherrschenden, alles verzehrenden Leidenschaft gehört, die jetzt in der jungen zarten Brust erwachte.

Schon damals, als Rosalba's Augen zum erstenmal unverschleiert auf ihm ruhten, hatte Orlando gefühlt, daß diese Sterne von nun an die Richtung seines Lebens bestimmen müßten, wenn auch vielleicht aus unerreichbarer Höhe; wie die ewig strahlenden Lichter des sich über ihm wölben-

den Himmels, zu denen er auf nächtlichem Wege immer gern emporblickte, obgleich sie ihm zu ferne standen, um seinen dunkeln Pfad freundlich zu erhellen. Er war damals fest entschlossen gewesen, der Fürstentochter gegenüber in ziemender Ehrfurcht sich zu halten, und nie sich des Vertrauens unwerth zu bezeigen, dessen ihr Vater ihn einst gewürdiget; doch alles hatte nun sich anders gestaltet. Gemeinschaftliche Sorge, gemeinschaftlichen Schmerz, und zuletzt eine große Verlegenheit, in die sie bei ihrer Ankunft in Mailand geriethen, und durch die Rosalba gänzlich und einzig auf Orlando's schützende Vorsorge angewiesen wurde, alles dieses zusammen brachte beide im Laufe weniger Tage einander näher, als sie, im gewöhnlichen Gange des Lebens, sich vielleicht in vielen Monaten nicht gekommen wären.

Die Gräfin Gondalfi, Herzog Alberts Freundin, an die er in Mailand seine Tochter einzig gewiesen, war bei Rosalba's Ankunft in jener Stadt, dort nicht zugegen. Wichtige Angelegenheiten hatten sie gezwungen, plötzlich nach Frankreich zu reisen; den Brief des Herzogs, in welchem er ihr über die nahe Ankunft seiner Tochter

Gewißheit gab, hatte sie nicht mehr erhalten, er lag noch uneröffnet da; keine Anstalten zu Rosalba's Empfange waren getroffen, das Haus war verödet, denn die Gräfin hatte den bedeutendsten Theil ihrer Dienerschaft mit sich genommen, und Niemand war vorhanden, der im Stande gewesen wäre, den Ankommenden nur einigermaßen genügende Auskunft zu geben.

Ohne ein Wort zu sprechen, blickte jetzt die arme Rosalba, im tiefsten Gefühle unendlicher Verlassenheit, zu Orlando auf. Ihr war zu Muthe, wie es einem Schiffbrüchigen seyn mag, den die tobende Welle an das Ufer einer wüsten Insel auswarf. Laute Klagen, denen ihre Begleiterin sich überließ, vermehrten ihre Noth, denn die sonst herzensgute Madame Dubois, die jetzt für Rosalba's Mutter galt, war eigentlich eine sehr gewöhnliche Frau; die wenige Gewandtheit und Lebenserfahrung, welche sie früher in der Welt sich angeeignet haben mochte, waren während der zehn im Kloster zugebrachten Jahre ihr wieder verloren gegangen; sie jammerte daher jetzt völlig hülflos, als sähe sie ihren offenbaren Untergang vor Augen; und Orlando, von allen Seiten an

diese Weise gedrängt, bedurfte großer Geistesgegenwart, um hier das Beste zu wählen.

Sein erster Gedanke war, seine Pflegebefohlenen in den Schutz seines Pflegevaters, des Baron Greifenhorst, zu bringen; doch ihm fiel zugleich auch ein, daß der Bruder desselben, Leonhards Vater, noch bei diesem verweile. Er erinnerte sich, daß der verstorbene Fürst des Präsidenten von Greifenhorst als eines Mannes erwähnte, den er achte, dessen Pfad aber den seinigen oft durchkreuzt habe; Orlando wußte nicht, ob er nicht früher sogar zu den Widersachern desselben gehört haben möchte, und er trug daher mit Recht Bedenken, die Tochter des Herzogs Albert in die Nähe eines vielleicht gefährlichen Feindes zu bringen.

Das Einzige, was ihm übrig blieb, war also, die Damen einstweilen in einem Gasthofe so bequem als möglich einzurichten, sie dort dem Wirthe, den er kannte, auf das dringendste zu empfehlen, und dann sogleich nach P . . an die Fürstin H . . . zu schreiben, um dieser Dame den Tod des Herzogs zu melden, und sie zu bit-

ten, über Rosalba's ferneren Aufenthalt zu bestimmen.

Nachdem er auf diese Weise für sie gesorgt, trennte sich Orlando mit schwerem, tiefbewegtem Herzen von der ihm so theuer gewordenen Reisegefährtin, und ging, um den geliebten Freund seiner Jugend und den ihnen beiden gemeinschaftlichen Beschützer ihrer Kindheit, aufzusuchen. In der Verwirrung der letzten Tage hatte er versäumt, seine nahe Ankunft ihnen zu melden, doch sein Empfang war deshalb nicht minder herzlich. Leonhard flog mit lautem Freudengeschrei ihm in die Arme, und der Freiherr empfing ihn mit gewohnter väterlicher Milde, und inniger Theilnahme an dem Verluste seines hohen Freundes und Beschützers. Schon ging dem erfreuten Orlando an der Seite der lieben, lange ihm vertraut gewesenen Gestalten das Herz auf, schon war er im Begriffe, dem väterlichen wie dem brüderlichen Freunde die Begebenheiten der letzten Tage mitzutheilen, und wo möglich der verlassenen Rosalba den Schutz des Freiherrn von Greifenhorst zu erwerben, da öffnete sich langsam die Thüre, ernst und feierlich trat Leonhards Vater in's Zimmer,

und Orlando verstummte. Der beinahe feindselige Blick, mit welchem der Präsident von oben bis unten den Jüngling betrachtete, der mit vieler Förmlichkeit ihm vorgestellt wurde, ging diesem erkältend durch Mark und Gebein, und er pries sich glücklich, daß sein Geheimniß in der Nähe dieses Mannes ihm noch nicht entschlüpft sey, dessen ganze Erscheinung ihm höchst unheimlich dünkte.

Der Rest des Abends ging in ziemlich peinlicher Spannung vorüber, doch endlich schlug die lang ersehnte Stunde, in welcher die Freunde unbelauscht und unbeobachtet, unter dem Schutze der schweigsamen Nacht, den gewohnten, schmerzlich entbehrten Herzensergießungen, sich gegenseitig überlassen konnten. Nur wenige Wochen lang waren sie getrennt gewesen, und doch schien diese kurze Zeit ihnen reicher an Ereignissen, als ihr ganzes voriges Leben.

„Du glückliches Unglückskind!" rief Leonhard, als Orlando mit der, Jenem sehr romantisch dünkenden Erzählung seiner Begebenheiten fertig war: „selbst deine Widerwärtigkeiten sind tausendmal mehr werth, als meine Glücksfälle.

Wie ganz anders als um dich, steht es um mich Armen! Alles, was Andere erfreut, wendet mir sich zur Qual. Mich, den jüngsten von dreien Brüdern, mich, den von Kindheit auf aus dem väterlichen Hause Verstoßenen, macht mein Geschick ganz unerwartet zum Stammhalter meines alten edlen Hauses, zum einstigen Erben eines bedeutenden Vermögens. Mein Vater, der vor wenigen Monaten sich kaum meiner Existenz noch erinnerte, unternimmt jetzt eine für sein Alter bedeutende Reise, um mich kennen zu lernen; er behauptet alle seine Erwartungen in mir übertroffen zu sehen, er überhäuft mich mit Beweisen seines Wohlwollens; und was ist für mich das Resultat von alle dem? Verrückung aller meiner früheren Lebensplane, völliger Untergang jener Freiheit, die mir Verwöhnten so nothwendig geworden ist, wie die Luft welche ich athme; und über dem Allen noch Trennung von dir, von dir, ohne den ich kaum zu leben weiß; Trennung auf unbestimmte Zeit! Wenn meines Vaters Plane in Erfüllung gehen sollten, können wir alt und grau darüber werden, ehe wir uns wieder sehen. Ach, Orlando, das Schwert des Damocles, das

ich an jenem unvergeßlichen Abende in Marseille über meinem Haupte hängen sah, ist gefallen — — —"

„Gottlob, daß es so weit ist," fiel Orlando fröhlich ein, „denn du lebst ja noch, und die größte Gefahr ist also einstweilen vorbei."

„Das Lachen soll dir vergehen, wenn du alles weißt," fuhr Leonhard fort. „Alles ist jetzt anders; daß ich einst in meines Oheims Besitzungen eintreten, und hier in deiner Nähe leben könnte, daran ist nicht mehr zu denken. Ich soll mit meinem Vater, ich soll, Gott weiß wie, eine eminente Carriere machen, wie er es nennt. Ich habe unumwunden erklärt, daß ich auf seine Plane nur eingehen kann, wenn du mich begleitest, um dein Glück mit mir auf der nämlichen Bahn zu versuchen. Mein Vater setzt sich offenbar dagegen. Vergebens suche ich ihm deutlich zu machen, was du mir bist, vergebens ihm zu beweisen, wie wir so ganz Eins sind, wie jeder von uns den andern im Lernen, Handeln, Denken und Empfinden ergänzt; wie keiner von uns, allein etwas Ganzes und Tüchtiges zu leisten im Stande sey. Er nennt mich einen exaltirten Fantasten,

er schilt auf dich, als den, der mich von der Uebung meiner Pflichten zurückhält; er nennt unsere Verbindung einen Schulknabenstreich, an den man im reiferen Alter nicht mehr denken dürfe. Oft dünkt mir sogar, er hasse dich, ohne mehr von dir zu wissen als daß ich dich liebe. Ich muß für's erste wenigstens gezwungen gehorchen, mein Orlando; in wenigen Tagen gehen wir nach P . ."

„Und ich schließe der Reise mich an. Wer will es mir wehren?" sprach Orlando sehr gelassen. „Und Rosalba bleibt schutzlos und verlassen in der fremden Stadt zurück?" fragte Leonhard. „Nun dann, ein Paar Tage kann man wohl zugeben; ich warte, bis auch sie von ihrer jetzigen Beschützerin, der Fürstin von Z . . ., nach jener Stadt abgerufen wird, was bald geschehen muß," erwiederte Orlando.

„Das darfst und kannst du nicht," rief Leonhard. „Denke an die schwankende Lage, in welcher das Geschick des Fräuleins sich befindet. Darfst du es wagen, durch deine Begleitung ihren Ruf, das Wohlwollen derer, von denen sie jetzt abhängig ist, auf das Spiel setzen zu wol-

len? Glaubst du denn, die Fürstin von Z . . .,
die künftig Mutterstelle bei ihr vertreten soll,
würde das gerne sehen? oder auch nur zugeben?
Und unser Oheim! können wir denn alle beide
den edlen Greis verlassen? gerade jetzt, da er
vielleicht mich auf immer verliert! Kannst du jetzt
fort, im Augenblick da du mündig wirst, und
unser freundlicher Wohlthäter seit Monaten schon,
sich nur mit Anstalten beschäftigt, um dir das
durch seine Vorsorge verschönerte und verbesserte
Eigenthum deiner Väter feierlich zu übergeben?
Kannst du seine treue, mehr als väterliche Liebe
ihm so lohnen wollen?"

Mit feuchtverklärtem Blick standen die Jünglinge eine Weile schweigend einander gegenüber.
Sie fühlten zum erstenmale, daß das Leben auch
an sie drückende Anrechte geltend zu machen habe,
und sanken schmerzlich bewegt sich in die Arme.

Orlando führte gleich am folgenden Morgen
den Freund der Geliebten zu. Sie wußte, daß
auch er ihrem Vater einst werth gewesen sey, und
nahm mit holder Freundlichkeit und unerkünstelter Anmuth ihn auf. Herzog Albert war der
Gegenstand ihrer Unterhaltung. Wenn im Ge-

spräche das Gesicht Rosalba's sich belebte, so flog von Zeit zu Zeit eine unverkennbare Aehnlichkeit mit ihrem Vater über die schönen Züge hin, wie ein flüchtig durch Wolken brechender Sonnenstrahl über ein Lilienbeet hinfliegt, und Leonhards Blicke ruhten dann in sichtlicher Bewunderung auf der holdseligen Erscheinung. „Nie hätte ich geglaubt, daß etwas so ganz Himmlisches auf Erden leben und wandeln könne,“ sprach er entzückt zu seinem Freunde, als sie zu Hause gingen. Orlando erbleichte: „du liebst sie!“ flüsterte er ängstlich mit bebender Stimme, und wollte lächeln.

„Ja, ich liebe sie,“ erwiederte Leonhard, sehr mild, aber nicht ohne innerliche Bewegung. „Ich liebe sie wie einen Strahl des Himmels, wie eine köstliche Blume, wie ein Glück, das nur in so fern zu meinem Wesen und Leben gehört, als es bestimmt ist das deine zu erhellen.“

Orlando erwiederte keine Sylbe, aber er barg beschämt das Gesicht an der treuen, liebevollen Brust seines Freundes. Der Tag, welcher die Freunde von neuem trennte, kam nur zu bald heran. Leonhard folgte gezwungen seinem Vater, und Orlando blieb zurück. Alle Zeit, welche die-

ser für sich gewinnen konnte, widmete er jetzt der Geliebten, die fortwährend in tiefer Verborgenheit mit ihrer angeblichen Mutter lebte, und ohne große Ungeduld die sich etwas verspätende Antwort der Fürstin Z . . . erwartete.

Außer Madame Dubois sah sie nur Orlando, und verlangte auch nach keiner andern Gesellschaft. Noch war kein einer Erklärung ähnliches Wort zwischen ihnen ausgesprochen, dennoch betrachteten beide sich völlig als zu einander gehörend. Dieses Verhältniß dünkte Rosalben so natürlich, daß sie gar nicht einmal daran dachte, es könne anders seyn. Sie bedurfte einer Stütze, die sie innig und liebend erfassen konnte, wie der Epheu die Eiche mit tausend zarten Liebesarmen umschlingt und umklammert.

Von dem Augenblicke an, in welchem sie mit bangem Zagen das Kloster verließ, war Orlando ihr diese Stütze gewesen; ihr Vater selbst hatte ihn ihr ausgewählt, ihr Leben hatte mit dem seinigen sich auf das innigste verzweigt, und bei ihrer Unerfahrenheit kam der Gedanke, daß Umstände einst vorwalten könnten, welche sie zwängen, dieses Verhältniß aufzugeben, ihr durchaus nicht in den Sinn.

Doch endlich, und gerade als sie es am wenigsten erwarteten, langte eine ältliche Dame von würdigem Ansehen, begleitet von einem sehr anständigen Gefolge, in Mailand an. Die Fürstin Z . . . hatte sie gesandt, um Rosalba nach P . . ., in die Arme der mit liebender Ungeduld sie erwartenden Freundin ihres Vaters zu geleiten. Orlando's tiefer Schmerz, entriß in der Stunde der Trennung ihm zuerst das Geständniß seiner Liebe; hingesunken zu Rosalba's Füßen, weinend, glühend, stammelte er ihr, fast unvernehmbar, was er für sie empfand; sie weinte mit ihm, ohne etwas weiter deutlich zu verstehen, als seine Klagen.

„Du liebst mich, und darum weinst du?“ rief sie endlich in süßer, ihr selbst nicht deutlichen Befangenheit; „Orlando! liebe ich dich denn nicht auch, und könnte ich, in meiner Verlassenheit, ohne dich wohl leben und glücklich seyn? Wo gehört dann in der Welt noch ein Wesen zu mir, außer dir?“ setzte sie sehr leise hinzu, und verbarg das erröthende Gesicht an seiner Brust.

Tausend und aber-tausendmal mußte Rosalba dem überseligen Orlando dieses entzückende Ge-

ständniß wiederholen, geloben ihn ewig zu lieben, nie sein zu vergessen. Sie that es, weil er es so wollte, aber sie schüttelte bedenklich das schöne Haupt. „Du sollst mir nichts geloben," sprach sie ungewöhnlich ernst, „denn wie kann man zweifeln? Wie kann man anderes Sinnes werden? Wie kann man aufhören zu lieben, was man liebgewonnen hat? Lernt man das vielleicht in der Welt, die ich noch nicht kenne?"

Rosalba reiste ab; Orlando blieb zurück; schwankend zwischen Wonne und Schmerz. Ein Brief seines Freundes aus P . . ., dem Rosalba ein Blättchen beigefügt hatte, erleuchtete zuerst wieder, durch einen Strahl seiner glücklicheren Vergangenheit, die Dunkelheit seines jetzigen Lebens. Leonhard meldete ihm, daß ein glücklicher Zufall, noch vor Rosalba's Ankunft in P . . . ihn der Fürstin Z . . . bekannt gemacht habe. Er beschrieb ihm diese wahrhaft edle ehrwürdige Dame als eine jener seltenen Erscheinungen, die mitten im Drange des buntesten Weltlebens jene Einfachheit des Herzens, jenes rein menschliche Wohlwollen gegen Andere sich erhalten haben, welche auf alle, die ihnen nahen, so wohlthätig wirken,

und doch so leicht im Gewirre der großen Welt untergehen. Er pries Rosalba's Glück, unter den Schutz dieser, eben so sehr durch Geist und Gemüth, als durch ihren hohen Rang ausgezeichneten Frau gekommen zu seyn; und beschrieb dabei auf das lebendigste die kindliche Freude des lieblichen Wesens, bei seinem völlig unerwarteten Wiedersehen.

„Es ist mein Stolz und mein Glück," schrieb er, „daß die Fürstin auch mich einiger Auszeichnung vor der Menge, und sogar eines gewissen Grades von Vertrauen würdigt. Ich gewinne überdem dadurch Gelegenheit, Rosalba täglich im engeren Kreise zwangloser Geselligkeit zu sehen; die Fürstin hat mich sogar zu ihrem Lehrer in der deutschen Sprache ernannt, und die Kluft die von dir uns trennt, ist uns allen beiden dadurch um vieles gemildert. Wir sprechen von dir, so wie wir allein sind, und bannen mit freundlichen Liebesworten im Geist dich zu uns herüber. Die Fürstin hat, unter dem Siegel des Geheimnisses, in Rosalba's Angelegenheiten mich zu Rathe gezogen; sie hat alle Documente mir vorgelegt, welche die Rechtmäßigkeit der hohen Geburt ihres Schütz-

linges beweisen. Nun der Herzog dahin ist, wird es schwer, vielleicht unmöglich werden, die fürstlichen Verwandten ihres Vaters zu bewegen, sie völlig in alle Vorrechte seines Standes eintreten zu lassen. Auch hält die Fürstin, in Rosalba's jetziger Lage, dieses nicht einmal für wünschenswerth; und du kannst leicht denken, daß ich ihr hierin nicht widerspreche. Was sollen dem einfach-holden Kinde diese goldnen Fesseln, die nur von allen Seiten es drückend einengen würden, ohne durch ihren Glanz, dem demüthigen lieblichen Geschöpfe, den mindesten Ersatz für seine verlorne Freiheit gewähren zu können. Uebrigens sind die Beweise für Rosalba's rechtmäßige Geburt so klar und gültig, daß es schwer werden möchte sie nicht anzuerkennen. Die Fürstin ist entschlossen, ihre großen Verbindungen ihr zum Vortheil zu benutzen, und so wird Rosalba hoffentlich bald für die ächtgeborne Tochter Herzog Alberts, und zur Erbin des größten Theils seines Allodial-Vermögens erklärt werden; obgleich sie, wegen der nicht ebenbürtigen Mutter, auf den Rang einer Prinzessin wahrscheinlich wird Verzicht leisten müssen."

Als Orlando diesen Brief empfing, fühlte er bei aller Freude dennoch etwas Beklommenes, das er sich selbst nicht zu erklären wußte. Er antwortete sogleich, sowohl der Geliebten als dem Freunde, und bat besonders Letzteren, ihn genau und umständlich von Allem, die Geliebte betreffend, zu unterrichten. „Laß mich Armen wenigstens von ferne mich an dem Glanz des Freudenfeuers ergötzen, das deine Tage, du Glücklicher, erhellt;" schrieb er. „Zeige mir wenigstens im Bilde, wie meine liebliche Blume im Sonnenschein der großen Welt immer herrlicher sich entfaltet; erhalte mir so lange als möglich den seligen Glauben, der vielleicht bald in einen Traum sich auflößt, daß sie für mich erblühe, mit treuem Sinn, bewacht von dir, du einziger Freund meines verwaiseten Lebens!"

Bereitwillig wie immer, befolgte Leonhard den Wunsch des geliebten Freundes, dessen schmerzliche Verlassenheit er um so tiefer empfand, je freundlicher in diesem Augenblick ihn selbst das Leben umfing. Seine Briefe waren heiter wie der blaue Frühlingshimmel über ihm; mit freudiger Beredsamkeit beschrieb er seinem Freunde

die Fortschritte Rosalba's in dem, was ihr zur Bildung für die große Welt noch gefehlt habe, und wie frei und leicht sie sich das alles aneigne, ohne nur das Geringste von jener ungesuchten Natürlichkeit zu verlieren, durch die sie die Herzen so unwiderstehlich zu gewinnen wußte.

„Sie hat eine eigene Gabe, die reine Heiterkeit ihres unverfälschten Gemüths Allen mitzutheilen, die ihr nahen," schrieb Leonhard unter andern. „Niemand fühlt das tiefer als ich; in ihrer Nähe gleichen alle Schroffheiten meines Charakters sich aus, ich fühle alle meine Neigungen und Fähigkeiten harmonisch sich ordnen, und erfreue mich einer stillen Zufriedenheit, wie ich sie früher weder gekannt noch gesucht habe. Die Welt hat nichts Anmuthigeres als diesen ruhigen Umgang mit ihr, dessen ich mich ungestört erfreuen darf. Oft sind wir lustig, ich möchte sagen wöhlig wie Kinder, und freuen uns über die Welt, über das Leben, und über uns selbst."

In einem andern Brief schrieb Leonhard:

„Rosalba ist das einzige vollkommen unbefangene Wesen, das ich jemals gesehen habe. Das

Leben fließt gleich einem klaren Strom an ihr und ihren Gedanken vorüber, die Wellen desselben ebnen sich vor ihr, und scheinen sie leicht und gerne zu tragen. In ihr ist durchaus nichts Absichtliches zu finden; auch sahe ich sie nie uneinig mit sich selbst, und was wir mit unsern innern Kämpfen wollen und meinen, würde sie wahrscheinlich gar nicht verstehen; denn das Rechte und Schöne ist ihr angeboren, und wird ihr unendlich leicht. Sie weiß noch sehr wenig von dem, was man die große Welt nennt; dennoch macht sie nie einen Verstoß gegen die in ihr angenommene Sitte, weil sie wirklich von Natur ist, was die Andern gern scheinen möchten, höflich, wohlwollend und nachsichtsvoll; die vielfachen Halbheiten, welche die Schritte der Meisten unsicher machen, sind ihr fremd; sie weiß immer klar und bestimmt, was sie will und soll. Oft möchte ich laut auflachen, wenn ich sie in der Mitte der ihr schmeichelnden Männerschaar stehen sehe, mit dem leisen Lächeln auf den feinen Lippen und dem treuen Blick. Tausendmal deutlicher als Worte es könnten, sagt mir dann ihr mich suchendes Auge: du verstehst mich wohl, du

weißt, wie ich seiner gedenke; und sie begreift es gar nicht, daß nicht auch alle Welt auf ihrer reinen Stirne diesen einen Gedanken, der ihre Seele füllt, lesen kann."

In diesem Ton schrieb Leonhard jedesmal. Rosalba's Briefe an den Geliebten waren hingegen voll von dem Lobe seines Freundes; in jedem derselben stand Leonhards Name, in jedem sprach sie freudig es aus, wie sie in ihm Orlando's zweites Ich liebe und ehre; wie Leonhard allein ihr helfe alles muthig ertragen, was sie beengend drücke. Orlando gab sich redlich Mühe, sich durch alles dieses nicht irre führen zu lassen, er suchte sich zu überreden, daß es ihn freue die beiden geliebtesten Wesen vereint zu wissen, indem sie mit liebender Treue sein Angedenken sich gegenseitig lebendig erhielten; aber eine ihm fremde Stimme, die er vergeblich zu unterdrücken strebte, erhob sich dennoch in seinem Innern dagegen. Es war die Stimme des Zweifels, jenes Dämons, der schon in der Kindheit der Welt, das Paradies den armen Sterblichen verschloß. Orlando haßte, verachtete sich selbst, als er sein Gemüth allmählig vom Mißtrauen beschlichen fühlte; er suchte es

mit aller Kraft zu bekämpfen, doch vergebens; das gehässigste, quälendste Gefühl bemächtigte sich seiner unter Todesmartern.

Verbergen wenigstens wollte er sein bitteres Elend, das er seine Schande nannte; er bemühte sich, in seinen Briefen an die geliebten Beiden, heiter und gefaßt zu erscheinen, aber sie vernahmen doch den verhaltenen Schmerzensschrei aus tief verletzter Brust, den er vergeblich zu unterdrücken strebte.

Unendliches Mitleid mit seinem Unmuth, zerstörte ihr stilles Glück um so mehr, da sie weit davon entfernt waren, den eigentlichen Grund seiner Qualen zu verstehen. Sie suchten auf alle Weise ihn zu erheitern, und seinen Trübsinn durch Beweise herzlicher Theilnahme zu mildern. Was sie nur immer zu ersinnen vermochten, wandten sie an, um seinen Mißmuth zu beschwichtigen; doch eine nicht zu besiegende, täglich wachsende Verwirrung des Sinnes, hatte des armen Orlando's sich bemächtigt, sie lehrte ihn, jedes Wort der sonst Geliebten zu mißdeuten. Eine ganze Hölle von Qualen wogte in seiner Brust, Feuerströme glühten in seinen Adern, Teufelslarven

schwärmten Nachts mit empörender Geschäftigkeit durch seine wilden Träume, ihr schneidendes Hohnlachen jagte ihn aus ruhelosem Schlummer auf; immer schwärzer wurden seine dunkeln Stunden, und in einer der dunkelsten derselben, hingerissen vom Wahnsinn der trostlosesten und mächtigsten Leidenschaft, ergriff er endlich die Feder, um schonungslos, in Worten die gleich Dolchstichen verwunden mußten, erst Leonhard anzuklagen, und dann sich selbst, daß er nicht Kraft besitze, auch dem ungetreuen Freunde, das Leben seines Lebens, ohne Zucken zum Opfer zu bringen.

Leonhard las diesen Brief, er las ihn wieder und wieder. Anfangs verstand er ihn nicht, er traute seinen Sinnen nicht; als endlich die Wahrheit unverkennbar ihm entgegen trat, da erlag er beinahe dem Schmerze. So verkannt sich zu sehen! so den Freund seiner Jugend zu verlieren, und in ihm alles, was er jemals von edelm Vertrauen und festem Glauben sich erträumt! Es war zu viel für seine treue Brust. Das Entsetzlichste war ihm geschehen, er hatte den Freund verloren, und was er so verlieren konnte, hatte er, seiner Ansicht nach, eigentlich nie besessen.

Alles war Täuschung gewesen; sein ganzes Leben ein langer Traum, aus dem er jetzt erwachte, trostlos darüber, daß er nie wieder ihn würde träumen können.

Die Nacht verging unter wilden Entschlüssen, schmerzlichen Kämpfen; Leonhard wollte fort, gleichviel wohin! Er wollte Rosalba nie wieder sehen, nie den Ungerechten, der an Allem, was ihnen sonst beiden heilig gewesen, so schwer sich versündigen konnte. Endlich überwältigte gegen Morgen der Schlaf die ermüdete Natur. Leonhard erwachte nach einigen Stunden, und sein erster Blick fiel auf Orlando, der neben dem Sopha saß, auf welchem er, in der leidenschaftlichen Bewegung der vorigen Nacht, sich angekleidet geworfen.

Mit einem furchtbaren Schrei schmerzlichen Erschreckens sprang Leonhard auf, und wandte sich von ihm ab.

„Leonhard! mein Leonhard! kannst du mir nicht vergeben?“ sprach Orlando leise, beinahe furchtsam: „mußt du, um eines wahnsinnigen Momentes willen, mich auf immer von dir stoßen?“

Leonhard sah voll Erstaunen ihn an; beider Blicke begegneten sich; jeder las wieder in den treuen wohlbekannten Spiegeln der Seele des Andern, und lautlos, in schmerzlicher Wehmuth, sanken sie sich in die Arme.

„Nur einen Augenblick ließ ich von meiner Verblendung mich hinreißen; laß dieses meine einzige Entschuldigung seyn," sprach jetzt Orlando. „Reue ergriff mich, bittere, nagende Reue, so wie ich jene unseligen Zeilen der Post übergeben hatte. Tag und Nacht bin ich in rastloser Eile ihr nachgefolgt; ich wollte wenigstens mit ihr zugleich hier eintreffen, um den Unheilsbrief dir zu entreißen ehe du ihn gelesen. Ich kam um einen Tag zu spät. Wenn du mir auch vergeben kannst, ich kann es nie."

Statt aller Antwort drückte Leonhard seinen Freund an seine Brust, und führte ihn dann zur Fürstin von Z . . ., um ihn erst dieser Dame als Rosalba's ehemaligen Beschützer vorzustellen, und ihm späterhin ein ungestörtes Wiedersehen der Geliebten zu bereiten. Er kämpfte es zu verbergen, aber sein Geist war umdüstert. Das Unzulängliche in Orlando's Entschuldigung stand zu

klar vor ihm; jener Brief konnte unmöglich das Kind des Augenblicks seyn, das fühlte er zu unwidersprechlich; lange Kämpfe, düstre Zweifel mußten geraume Zeit vorher Orlando's Vertrauen untergraben haben. Leonhard bemühte sich jede Aeußerung seines innern Unmuths zu unterdrükken; und daß ihm dieses gelingen konnte, war ein Beweis, daß auch er seinerseits dem Freunde nicht mehr so unbedingtes Vertrauen schenkte, wenn er gleich ihn noch liebte wie sonst. Zum erstenmale trachtet er ihm etwas zu verbergen; er fühlte dieses mit Schmerz und Verdruß, und vermochte doch nicht es zu ändern.

Orlando wurde mit ausgezeichneter Huld und Freundlichkeit von der ehrwürdigen alten Fürstin empfangen. Sie wiederholte ihm ihren Dank, für die besonnene Sorgfalt, mit der er auf der Reise ihren Liebling geleitet und beschirmt, lud ihn, für die ganze Dauer seines Aufenthaltes in P..., zur täglichen Theilnahme an allen geselligen Freuden ihres gastfreien Hauses ein, und trug dann seinem Freunde auf, ihn zu seiner ehemaligen Reisegefährtin zu führen.

Wie konnte Orlando Rosalba sehen, und nur

an Mißtrauen oder Zweifelmuth denken! In ihrem Entzücken bei seinem Eintritt, in der offenen Ahnungslosigkeit ihres holdseligen Wesens, sprach ein ganzer Himmel von Liebe sich aus. Die Dämonen des Zweifels, des Argwohns, flohen vor ihrem Anblick; die reine Quelle der Liebe wallte lebendig und ungetrübt in der Brust des glücklichen Orlando's wieder auf; er meinte in Wonne zu vergehen. Je länger er die Geliebte sah, je genauer er sie betrachtete, desto fester wurde er überzeugt, daß sie ihm, einzig ihm, ganz und ungetheilt angehöre. Er dankte Gott und seinem Freunde, daß Rosalba nie erfahren wie schwer er sich an beiden versündiget habe, und wurde im freudigen Taumel der schweren Wolken gar nicht gewahr, die immer dunkler Leonhards Stirne umzogen.

Die trübe Abschiedsstunde schloß, wie gewöhnlich zu frühe, der kurzen Reihe weniger, selig durchlebter Tage sich an. Orlando durfte nicht länger seinen gütigen Pflegevater allein lassen, dem er beinahe ohne Lebewohl entflohen war. Der Abschied von der Geliebten ward ihm unendlich schwer, obgleich er glücklicher ging als er ge-

kommen; der von dem Freunde hingegen war mehr beklommen als traurig. „Auf Befehl meines Vaters reise ich in wenigen Tagen nach W...., wo Geschäfte Monate lang, vielleicht noch länger, mich festhalten werden;“ flüsterte Leonhard seinem Freunde zu, indem er der letzten Umarmung desselben sich entwand, und dann schnell davon eilte. Orlando zuckte, schmerzlich getroffen von dem Vorwurfe, der in diesen wenigen Worten lag, aber er duldete ihn still, und wagte nicht zu zeigen, daß er ihn empfände. Die Zeit war nicht mehr, in der das Gemüth eines jeden von ihnen vor dem andern, gleich einem offenen Buche da lag; sie wollten einer den andern schonen, woran sie früher nie gedacht hatten.

Wenige Tage nach Orlando's Abreise verließ auch Leonhard Rosalba's Wohnort, und sie weinte bei seinem Abschiede fast nicht minder schmerzlich, als sie früher bei dem des Geliebten geweint hatte; ihre Thränen fielen brennend in Leonhards zerrissenes Herz. Er sah sich am Scheidepunkt, wo er, vielleicht auf immer, mit ihrer süßen Nähe alles verlieren mußte, was jetzt seinem Leben einzig noch Reiz und Werth verlieh. Orlando's Ver-

irrung hatte das Band, das dem Freunde ihn vereinte, zwar nicht zerrissen, die Wunde blutete zwar nicht mehr, die er ihm geschlagen, aber die Narbe voll schmerzlicher Nachwehen war geblieben. Ehe noch ein Gedanke von Möglichkeit der Schuld in Leonhards reine Seele gekommen, war er überschwenglich glücklicher gewesen. Orlando's Verdacht hatte zuerst diesen in ihm geweckt; er sah Rosalba weinen, als er von ihr schied, er gedachte Orlando's bei ihren Thränen, und glaubte plötzlich zu fühlen, daß er selbst vielleicht eigentlicher zu ihr gehöre, als jener mit dem heftigen Sinne, den sie wohl nie geliebt haben würde, hätte sie nicht zuerst ihn gesehen. Er gewöhnte sich allmählig, selbstgefällig darüber nachzudenken, wie er in Neigung, Talent und Gemüthsstimmung eigentlich ihr mehr ähnlich sey als Orlando, und riß dann wieder schaudernd von diesem Gedanken sich los, und verabscheute sich selbst, weil er nur einen Augenblick ihm hatte nachgeben können. In diesem wohlgemeinten Kampf mit sich selbst, stieß er den verwundenden Pfeil sich immer tiefer in das Herz; fern von Rosalba, stürmte Erinnerung mit jener Gewalt auf ihn ein, welche die der

Gegenwart oft übertrifft; sie machte ihn zum Träumer, zum Schwärmer; täglich, stündlich sagte er sich, daß er die Geliebte seines Freundes nicht lieben dürfe, und fing an, sie jetzt, da er sie nicht mehr sah, gleich einem Götterbilde zu verehren.

Vergebens suchte er in bessern Stunden diese Verirrung seines Gefühls zu bekämpfen; er dachte sich unaufhörlich Rosalba's unbeschreibliche Huld und Freundlichkeit, ihre bittere Thränen bei seinem Abschiede; trotz aller Mühe, die er sich gab, sie sich abzuleugnen, fing die Möglichkeit seines Glückes an, in ihm aufzudämmern. Sein Stolz trieb ihn, sich von ihr abzuwenden; sein Herz ließ keinen andern Gedanken in ihm aufkommen; so verzehrte er sich im fruchtlosesten Kampfe, in Zweifeln und Reue, in glühenden Wünschen, die er schaudernd faßte und von sich stieß, und sank geistig und körperlich immer tiefer dem Untergange zu.

Monate waren auf diese Weise ihm in W..., in einem unbeschreiblich beklemmenden Zustande vergangen. Rosalba's Angelegenheit wurde inzwischen von der Fürstin Z... eifrig betrieben,

und Leonhard erhielt in Hinsicht auf dieselbe zuweilen Aufträge von ihr, die er freudig und gewissenhaft erfüllte. Die Entscheidung war jetzt nahe; Leonhard erwartete sie mit Ungeduld, obgleich er überzeugt war, daß sie nicht anders als günstig ausfallen könne. Da erhielt er ein Schreiben seines Vaters, das in ein Meer von Zweifeln, Wonnen und Qualen ihn stürzte, in welchem sein Denken, sein Gefühl für Recht und Unrecht, in gewaltsamer Verwirrung unterzugehen drohte.

„Der Tugend ihre Krone, dem weisen, vorsichtigen, die Wünsche seines Vaters ehrendem Sohne seine Belohnung,“ schrieb der Präsident von Greifenhorst. „Mit wahrem Wohlgefallen habe ich lange die Klugheit deines Betragens, die Mäßigkeit, welche deine Leidenschaften zügelt, bewundert, mein lieber Sohn, und als liebender Vater war ich immer darauf bedacht, dich zu seiner Zeit dafür zu belohnen, was mir denn auch jetzt nicht nur zu deiner Befriedigung, sondern auch zur Freude und zum Nutzen unserer ganzen Familie gelingen will, und zwar über alle Erwartung, auf das glänzendste.“

„Ich sowohl, als die Durchlauchtigste Fürstin Z . . ., haben längst die wechselseitige Neigung zwischen dir und dem jungen Fräulein bemerkt, das bis jetzt gleichsam Namenlos, in dem Hause jener vortrefflichen Dame seinen Aufenthalt hatte. Besonders gewahrte ich mit geheimer, aber großer Zufriedenheit die Vorsicht, mit der du dich entbrochen, diese Neigung zu deutlich zu äußern, so daß man keineswegs behaupten konnte, du hättest dir Verbindlichkeiten auferlegt, ehe das Schicksal jener jungen Person entschieden war, von dessen wunderbaren Verstrickung die Durchlauchtige Fürstin die Gnade hatte, mir, als einem alten Freunde derselben, unter dem Siegel der Verschwiegenheit manches zu verstehen zu geben. Für den Freiherrn Leonhard von Greifenhorst konnte eine namenlose junge Person keine passende Partie seyn; als eine dem regierenden Hause nahe verwandte Prinzessin wäre sie, obgleich in anderer Hinsicht, es ebenfalls nicht gewesen, das hast du wohl bedacht; und ich mache über die Reife des Verstandes, die du, ohnerachtet deiner Jugend, dabei bewiesen, dir mein aufrichtiges Kompliment.“

„Jetzt aber hat das Blatt sich gewendet, und zwar zu deinen Gunsten; das Fräulein Rosalba von Blumenberg ist von der höchsten Behörde, in bester Form und unwiederruflich, als eine in sogenannter Ehe zur linken Hand geborne Tochter, des nun in Gott ruhenden Herzogs Albert anerkannt. Sie ist zwar dadurch des hohen Ranges beraubt, der ihr möglicher Weise zukommen könnte; doch ist sie zur Erbin des größten Theils der Allodialgüter ihres hochseligen Herrn Vaters erklärt, und führt fortan von dessen reicher, ihr zugefallenen Herrschaft Blumenberg den Namen, bis sie, so Gott will bald, diesen am Altare mit dem nicht minder edeln einer Freyin von Greifenhorst vertauscht.“

„Ja, mein theurer Sohn! Du siehst, was die Liebe eines Vaters vermag. Ihre Durchlaucht die Frau Fürstin Z . . . hatte die Gnade, die einstweilen noch geheim gehaltene Entscheidung des Schicksals des Fräuleins Rosalba von Blumenberg mir zuerst zu vertrauen. Ich dagegen, habe mich nicht entbrochen ihr zu entdecken, wie ich längst bemerkt, daß du, mein Sohn, in Liebe zu diesem vortrefflichen Fräulein höchlich entbrannt

seyest. Auch habe ich ihr nicht verholen, wie ich Ursachen habe zu glauben, daß die junge Dame auch ihrerseits dir geneigt sey, welches die verehrte Durchlauchtige bestätigte, indem sie mir gestand, wie sie wohl bemerkt, daß das Fräulein seit deiner Entfernung ganz triste umhergehe, und dessen ehemalige Heiterkeit gleichsam verschwunden sey. Sie hat meine Bitten erhört, sich für die Vereinigung des jungen Liebespaares huldreich und thätig zu verwenden; sie hat ihren mächtigen Einfluß und ihre großen Verbindungen geltend zu machen gewußt, um die hohen und höchsten Verwandten des Fräuleins zu deinen Gunsten zu stimmen; ja, mein Sohn, ich habe demnach die Freude, dir aus väterlich gerührtem Herzen meinen Glückwunsch zu deiner, so Gott will, nahen Verbindung mit dem Fräulein Rosalba von Blumenberg hiermit abzustatten. Der Termin des Verlobungstages ist auf den Fünfundzwanzigsten dieses Monats, als den Geburtstag der Fräulein Braut, festgesetzt, zu deren höchlicher aber freudiger Verwunderung, du dann gleichsam als Angebinde, ihr präsentirt werden sollst. Denn die Frau Fürstin ist bei ihren übrigen vortrefflichen

Eigenschaften, auch eine etwas romaneske Dame, voll poetischer Gesinnungen. Sie liebt Ueberraschungen, und du wirst leicht aus dem Vorgemeldeten dir entnehmen können, daß es bei dieser Angelegenheit auf eine solche abgesehen ist, die dann nicht anders als zu gegenseitiger Zufriedenheit ausfallen kann, indem des Fräuleins so lange verheimlichte Liebe jetzt zu deutlich sich äußert, als daß sie noch dem mindesten Zweifel unterworfen bleiben könne.“

Anordnungen wegen des Brautschmucks, vorläufiger Bericht von den schon entworfenen Bedingungen des Ehekontrakts, füllten den Rest dieses Briefes aus; Leonhard, nachdem er ihn gelesen, stand da wie vernichtet. Die Fürstin selbst hatte einige Zeilen hinzugefügt, in denen sie die Einwilligung des Mächtigsten von Rosalba's Verwandten ihm zusicherte, den sie für ihn zu gewinnen gewußt. Sie scherzte recht mütterlich fröhlich über sein und Rosalba's Heimlichthun, und meinte dabei, dieses sey ihm, dem welterfahrnen Mann, besser gelungen als dem unerfahrnen Kinde, das nur zu leicht und zu deutlich sein süßes Geheimniß habe errathen lassen. Jedes Wort der

Fürstin drohte dem Wahnsinn ihn zuzutreiben; seine Erinnerungen, seine Ueberzeugung, seine Begriffe von Recht und Unrecht, verwirrten sich zu einem nicht zu entwickelnden Chaos. Er versuchte indessen zu thun was er konnte; er schrieb an die Fürstin, er beschwor sie nichts zu übereilen; dann riß die Leidenschaft ihn hin; glühende Geständnisse der innigsten Liebe entschlüpften seiner Feder — und in der nächsten Minute loderte alles was er geschrieben in Flammen auf. Was geschehen müsse, stand mit unauslöschlichen Zügen in seiner Brust, doch daß dem so war, trieb aus allen seinen Himmeln ihn der Verzweiflung zu; wortlos, in zitternder Angst, regte eine leise Ahnung sich in seinem Herzen, daß Rosalba, sich selbst unbewußt, ihn längst liebe wie er sie, und lähmte seine Kraft, während schmerzliche Reue über seine Unthätigkeit ihn verzehrte.

„Und wenn dem denn wirklich so wäre?“ sprach er, sich ermannend, zu sich selbst, „wenn wirklich erst jetzt ihr Herz erwachte, wenn jugendliche Unerfahrenheit sie damals verleitet hätte, Dankbarkeit für Liebe zu halten, wenn sie mich liebte, mich! o mein Gott! — Bin ich dann be-

rechtigt, uns beide zu dem Elende ewiger Entsagung zu verurtheilen? Darf ich sie zwingen, sich einem andern Manne hinzugeben, dem sie Liebe heucheln muß, während sie mein Bild im Herzen trägt, und ihr Gewissen ihr ewig zuruft: du betrügst das liebendste Gemüth der Welt? Orlando! mein Orlando, nein, das hat er nicht um mich verdient! Entsagen ist tausendmal dem erzwungenen Besitz eines geliebten Wesens vorzuziehen, das demüthig und schuldbewußt wie eine Sklavin des Orients in unsern Armen schaudernd bebt, das haben wir tausendmal gegeneinander ausgesprochen; stets haben wir der ärmlichen Helden gespottet, die auf dem Theater oder in Romanen, um den Besitz einer Geliebten mit einander komplimentiren, und sie sich gegenseitig einander aufdringen wollen! Bringt doch jeder seinen Anspruch an Glück mit sich in die Welt! und darf ich die Ruhe, das Lebensglück, eines holden göttergleichen Geschöpfs, zum Motiv einer eitlen fantastisch überspannten Großmuthstragödie machen, bei der wir am Ende wahrscheinlich alle drei untergehen müßten?“

„Pferde! Pferde! gleich zur Stunde, Kurier-

pferde!“ rief Leonhard, endlich sich zusammennehmend, seinem Diener zu, und jagte bald darauf nach der einige Tagereisen weit entfernten Stadt P . . .

An der Seite des edlen Freiherrn von Greifenhorst, führte Orlando indessen ein stilles, wehmüthig-zufriedenes Leben, bald in Mailand, bald auf seinem Gute am blühenden Ufer des Comer-See's, das er zum künftigen Wohnsitz der Geliebten einzurichten und zu schmücken sich bemühte. Ihm war neben seinem hochbejahrten Freunde so ruhig, so feierlich zu Muthe, als sey er selbst schon beinahe ein Greis geworden; er hörte nicht auf die Uebereilung zu bereuen, die er in halbem Wahnsinne gegen den Freund sich erlaubt, und trug es geduldig, als wohlverdiente Strafe, daß Leonhard Anfangs nur selten ihm schrieb, und zuletzt gänzlich verstummte. Rosalba schrieb öfter, aber auch ihre Briefe hatten etwas Gedrücktes, Wehmüthiges angenommen, das ihrer heitern Natur sonst nicht eigen zu seyn pflegte. Mit gewohnter Offenherzigkeit klagte sie es ihrem Orlando, daß das Leben und die Gesellschaft um sie her ihr nicht mehr gefallen wolle, seit Leonhard ihr fehle; und Orlando legte es sich

gewissermaßen zur Buße auf, die über dieses Geständniß in ihm aufsteigende bittere Empfindung, gewissenhaft zu unterdrücken.

Seit er nach jenem stürmischen Ausfluge, zu seinem väterlichen Freunde zurückkehrte, war dieser der Vertraute seiner Jugendliebe geworden; auch er hatte einst geliebt, unglücklich geliebt; das Alter hatte sein Herz nicht verknöchert, warm und lebendig lebte noch in seinem Gemüthe die Erinnerung an seine schöne und traurige Jugend, und machte es ihm leicht, seinen jungen Freund zu verstehen. Den milden Trostworten des edlen Greises, seiner geduldigen und doch nicht zu nachgiebigen Theilnahme, verdankte Orlando allein die Stille des Gemüthes, die ihm jetzt einen Ruhepunkt gewährte, von welchem aus er seine Wünsche, seine Plane, seine Hoffnungen überblicken, und zugleich Kraft für neue Stürme sammeln konnte, denen, so lange das Erdenleben währt, auch der Glücklichste entgegen zu sehen hat.

Orlando und der Freiherr saßen eines Morgens in Mailand bei einander, als Letzterem die eben mit der Post angekommenen Briefe gebracht wurden. Orlando wandte mit trübem Blicke und

einem halb erstickten Seufzer sich ab; er gedachte seines Freundes Leonhard, und dessen Verstummen fiel ihm in diesem Augenblick schwer auf das Herz. Der Freiherr, dem so leicht keine Bewegung seines Lieblings zu entgehen pflegte, bemerkte dieses; er wollte von seinen trüben Gedanken ihn abziehen, wählte unter der bedeutenden Anzahl der Briefe einen der stärksten aus, und hielt ihn ein wenig spöttisch lächelnd in die Höhe, nachdem er ihn erbrochen: „hier Orlando," rief er, „sieh den seltenen Vogel, einen Brief von meinem diplomatischen Herrn Bruder, der sonst nur zu meinem Namenstag und zum neuen Jahre sich regelmäßig einzustellen pflegt. Komm mein Sohn, leihe mir deine jungen Augen; die Handschrift des Alten gehört zu jenen wohlberechneten, die ihrer Unleserlichkeit wegen allerlei Auslegungen zulassen. Lies den Brief mir vor, er kommt aus P . . ., vielleicht findest du darin eine Nachricht oder doch einen Namen, die dich interessiren."

Orlando nahm den schon eröffneten Brief aus des Freiherrn Hand, und fing an, den ganz gewöhnlichen Eingang desselben mit vernehmlicher Stimme vorzulesen; doch plötzlich stockte er. Er

zwang sich weiter zu lesen, seine Worte gingen in unverständliche Töne über, er erbebte von konvulsivischem Zittern ergriffen, sein Gesicht wurde todtenbleich, seine Augen sprühten Feuer, seine dichten schwarzen Locken theilten sich, und starrten einzeln auf seinem Haupte empor. Erschrocken stand der Freiherr auf, er wollte den geliebten Jüngling, den er plötzlich erkrankt glaubte, in seine Arme nehmen, doch Orlando entwand sich ihm mit einem gellenden Schrei. Wahnsinnig drohend hielt er den Brief hoch empor, riß unter schallendem Lachen ihn mitten durch, und sank dann bewußtlos, einem Todten ähnlich, zurück.

Orlando wurde in sein Zimmer getragen. Aerzte wurden herbei geholt, und während diese nicht ohne Erfolg sich um ihn bemühten, strebte der Freiherr Fassung genug zu erringen, um jenen unglücklichen Brief zu lesen, dessen Inhalt den furchtbaren Zustand seines jungen Freundes herbeigeführt haben mußte. Nur zu bald fand er in ihm was er suchte; dem schon erwähnten gleichgültigen Eingange desselben, folgte eine förmliche Ankündigung von Leonhards naher Vermählung mit dem Fräulein Rosalba von Blumenberg. Die

lange verschwiegene heimliche Liebe des jungen Paares, Rosalba's Anerkennung als Tochter des verstorbenen Herzogs Albert, das reiche väterliche Erbtheil, das ihr zugesprochen worden, Leonhards seltenes Glück, eine in jeder Hinsicht so ausgezeichnete Partie zu treffen, alles dieses war von dem Präsidenten von Greifenhorst, in dem Brief recht weitläufig und breit auseinander gesetzt. Der Fünfundzwanzigste des laufenden Monats wurde als der Tag der Verlobung bezeichnet; der Hochzeitstag sollte höchstens einen Monat später gefeiert werden; der Freiherr wurde dringend zur Feier desselben eingeladen, und auch Orlando war dabei nicht vergessen, um, wie der Präsident sich höflich ausdrückte, Leonhards Glück vollständig zu machen. Leonhard, hieß es ferner, würde bei den bedeutenden Besitzungen, die ihm jetzt zufielen, sich wahrscheinlich von öffentlichen Geschäften zurückziehen; ein ziemlich umständlich auseinander gesetzter Plan, wie Orlando an seines Freundes Stelle in die, diesem zugedacht gewesenen Carriere eintreten könne, endete den Brief, und bewies, wie sehr Herzog Albert Recht gehabt hatte, als er den Präsidenten von Greifenhorst

als einen Mann charakterisirte, der gerne die ganze Welt glücklich gemacht hätte, wenn sie es sich nur gefallen lassen wollte, es auf seine Weise zu werden.

Der Freiherr las mit ernster Aufmerksamkeit den Brief wieder und wieder; lange saß er da, in tiefes Nachdenken versunken, dann erhob er sich, gab seinen Dienern mehrere Befehle, deren schleunige Erfüllung er sehr ernstlich einschärfte, und ging dann zu dem geliebten Sohne seines Herzens. Orlando lag auf seinem Bette, seine Gesichtszüge waren kaum kenntlich, er selbst ein grausenvolles Bild bleicher starrer Verzweiflung. Man hatte ihm zur Ader gelassen, und war genöthigt gewesen ihm die Hände zu binden, weil er in rasender Wuth den Verband abreißen wollte, um sich zu verbluten.

Der Freiherr trat an sein Lager, und betrachtete ihn lange mit tiefer Rührung. „Orlando," sprach er endlich sehr sanft und mild, „Orlando, mein geliebter Sohn, kennst du meine Stimme?" Orlando wandte das starre Todtenauge ihm zu. „Willst du, mein Orlando, deinen alten Freund für alles was er je an dir gethan,

für seine mehr als väterliche Liebe, in diesem Augenblicke lohnen?" setzte der edle Greis mit unaussprechlich sanft bebender Stimme hinzu. Große Thränen traten in Orlando's weit offene Augen, aber sie erstarrten, ehe sie die Wange hinabrollten; doch verwandelten sich seine Züge, sie wurden milder, und er fing an sich selbst wieder ähnlicher zu werden.

„Bindet seine Hände los," befahl der Freiherr, „bindet sie los, sage ich." Zögernd gehorchte man ihm. „Steh' auf mein Sohn, kleide dich an, gib Befehl, daß Louis für dich den Koffer packe, wir reisen in zwei Stunden ab," setzte er so gleichgültig als möglich hinzu.

„Zu ihm!" jubelte Orlando mit Augen, aus denen der Wahnsinn des höchsten Ingrimms blitzte.

„Zu ihm, zu ihr, zu wem du willst, Orlando! denn wir gehen nach P...," war die Antwort; „vor allem aber zuerst zu meinem Bruder, mag er lösen, was er aus unzeitiger Lust zu schürzen, oder in einem Anfluge von Verrücktheit, oder Gott weiß aus welcher andern unbegreiflichen Ursache, so furchtbar verworren hat. Orlando, du selbst

so gut und treu, kannst du denn wirklich glauben, unser Leonhard, er, die zweite Hälfte deines Ichs, die du so oft die bessere nanntest, er, dein Bruder, er, mein Sohn, den wir immer ohne Falsch gefunden, kannst du wirklich glauben, daß er so elend, so über allen Ausdruck schändlich dich verrathen könne?" Orlando verhüllte sein Gesicht, er zitterte, er schluchzte konvulsivisch, gleich einem heftig Weinenden, doch keine Thräne netzte sein Auge.

„Richte dich auf!" sprach ernster der Freiherr, indem er seine Hand faßte; „fruchtloses Klagen ziemt dem Manne nicht; auch nicht voreiliges zorniges Wüthen, ehe wir von der Rechtmäßigkeit unseres Zürnens überzeugt sind. Komm, mein geliebter Orlando, richte dich auf, ermanne dich, wir wollen persönlich sehen, hören, prüfen, und dann erst das Urtheil sprechen. Wir gehen gerade nach P...; lange vor dem Tage zu welchem wir eingeladen sind, werden wir dort seyn."

„Nach P . . . zum Gericht!" wiederholte Orlando, stand auf und ließ sich ankleiden, während der Freiherr die Reise-Anstalten zu beschleunigen suchte.

Die ersten Tage brachte Orlando im Wagen, an der Seite seines edlen Freundes, in wohlthätiger sowohl geistiger als körperlicher Abspannung zu, in den folgenden wurde er auf das was um ihn her vorging, aufmerksamer; des Freiherrn milde Worte gleiteten nicht mehr ganz von ihm ab, sein heller Geist erwachte wieder, und sträubte sich nicht mehr die Gründe in sich aufzunehmen, mit welchen der vielerfahrne Greis ihm zu beweisen suchte, daß sowohl Leonhard als Rosalba unmöglich treulos werden konnten; obgleich er zugleich gestand, daß es ihm unmöglich sey zu errathen, welche Ursachen den nur zu weltklugen Präsidenten bewogen haben, zu handeln, wie er gethan.

Endlich, nach mancher langen ermüdenden Tagereise, stiegen die zackigen Mauern, die hohen gothischen Thürme der uralten ehemaligen Königsstadt vor ihnen auf, und neue Hoffnungslosigkeit, unbeschreibliche Unruhe, innere gewaltsame Empörung der verschiedenartigsten Gefühle, bemächtigten sich von neuem des armen Orlando. Er athmete kaum, sein Auge brannte, seine Stirn glühte, das rasch empörte Blut drohte Herz und Adern zu sprengen, um dem bang bewegten Leben Luft zu

machen. Schweigend, bleich wie eine Marmorbüste, und eben so regungslos, saß neben ihm der edle Greis; ein eigner Glanz verklärte das leuchtende dunkelblaue Auge, es hing mit unaussprechlichem Ausdruck an der ihnen jetzt ganz nahen Stadt. Wie zum stillen Gebete, hatte er das schwarze Sammtkäppchen von dem ehrwürdigen Haupte genommen, er hielt es zwischen den gefalteten feingeformten blassen Händen, und die Abendsonne schmückte mit ihren Rosen die reich herabwallenden schneeweißen Locken des ehrwürdigen Alten.

„Ich glaubte, diese Mauern, diese Thürme nie wieder zu sehen,“ sprach er endlich leise und nachdrücklich; „ich hatte mir selbst versprochen, mir dieses zu ersparen — doch so ist der Mensch! — dort liegen sie nun dicht vor mir, und die Vergangenheit mit ihren verjährten Schmerzen dringt von neuem mit unwiderstehlicher Gewalt auf mich ein. Jeder meiner Schritte rauscht hier über das Grab eines mir versunkenen Glückes hin; ich ziehe über die öde Stätte hinweg; ein trauriger einsamer Schatten. Orlando, Sorge für deine Ruhe, für dein Glück, konnte allein mich wieder hieher verlocken. Wirst du die Zahl der trüben Erinnerungen,

die ich von hier mitnahm, noch vermehren? Werde ich aufgescheucht vom düsteren Wahne, gespornt von leidenschaftlicher Uebereilung, auch dich dem Untergange zueilen sehen müssen, ohne daß meine warnende Stimme dich aufhalten kann?"

Ein Druck mit der Hand, war alles was Orlando dem edlen Greise zu erwiedern vermochte; des Herzens gewaltige Schläge drohten in diesem Augenblick ihn zu ersticken; er hatte keinen Athem, denn eben fuhren sie zum Stadtthore hinein. Sie durchkreuzten mehrere Straßen, um zu dem Gasthofe zu gelangen, wo sie absteigen wollten; Orlando's starrer Blick hing unabgewendet an denen Gebäuden, an welchen sie vorüberrollten; an einer der lebhaftesten Ecken, verursachte das Gewühl mehrerer, aus verschiedenen Richtungen herbeikommenden Fuhrwerke, einige Unordnung; es gab einen kurzen Aufenthalt, und schnell wie ein Gedanke, hatte Orlando während desselben den Schlag des Wagens aufgerissen, war über den nicht niedergelassenen Fußtritt hinweggesprungen, und im Getümmel verschwunden, ehe noch sein Reisegefährte seine Entfernung bemerkte.

Seine Bedienten mußten dem Freiherrn so-

gleich aus dem Wagen helfen; da stand nun der zitternde Greis auf der Straße, kaum fähig sich aufrecht zu erhalten, sein weißes Haar wehte im Winde, wüstes Geräusch übertönte seine bebende Stimme, die so laut er es vermochte Orlando's Namen rief; in Todesangst suchte er bei der sich vorüberdrängenden Menge zu erforschen, ob Niemand den Verlornen gesehen? Keiner hatte den bemerkt den er beschrieb; Viele sahen den Greis theils verwundert, theils mitleidig an, Andere eilten achtlos vorüber; ihm schwindelte, er fühlte einer Ohnmacht sich nahe, da eilte der Thürsteher eines in der Nähe befindlichen Palaständlichen Gebäudes herbei, und hieß gutmüthig die Bedienten des Freiherrn ihn hineintragen; mehrere von der Dienerschaft des augenscheinlich sehr vornehmen Hauses, kamen jetzt ebenfalls näher. Die Bedienten des Freiherrn nannten Namen und Stand ihres Gebieters, und dieser wurde jetzt sogleich in ein anständiges Zimmer gebracht. Seine Besinnung kehrte allgemach zurück; er fragte wo man ihn hingeführt habe? und erhielt zur Antwort: in das Palais der Fürstin von Z . . .

Ein belebender Blitzstrahl fiel mit diesen Wor-

ten ihm tröstend in die Seele. „O gewiß, hat er hieher sich gewendet,“ rief der Greis, und hob dankend die gefalteten Hände zum Himmel. „O meldet mich, meldet mich eurer Gebieterin!“ rief er, abermals von einem schrecklichen Gedanken ergriffen, der ihn in diesem Hause eine Zusammenkunft Leonhards und Orlando's als möglich ahnen ließ; „sagt ihr, Greifenhorst aus Mailand flehe nur um einen Augenblick, aber schnell, ohne Säumen, denn es gälte Leben und Tod.“

In diesem Augenblick ging die Thür auf, und die Fürstin, auf den Arm einer ihrer Frauen gestützt, trat Zeit genug hinein, um noch den Namen des plötzlich Erkrankten zu hören, dessen Anwesenheit in ihrem Hause man ihr gemeldet, und nach dessen Befinden sie, gütig wie immer, sich selbst zu erkundigen kam. Da standen sie nun einander gegenüber; sie waren in der Blüthe des Lebens sich bekannt gewesen, der Zufall hatte sie damals einander näher gebracht, und ihrer beider Geschick wunderbar verflochten; jedes von ihnen wußte, was das Leben, was die Welt dem Andern geraubt, was er besiegt, was er gelitten. Dreißig Jahre und mehr, lagen zwischen ihrem letzten

Scheiden, und diesem schmerzlich trüben Wiedersehen, bei welchem alle Verwüstungen, welche jene lange Reihe versunkener Jahre angerichtet, in Riesengestalt vor ihnen aufstiegen. Wehmüthige Trauer, über die auf immer entschwundene schöne Jugendzeit, schmerzliche Freude, endlich so weit auf ihrer Pilgerfahrt vorgeschritten zu seyn, vereinte in Beider Gemüth sich zu einem sie seltsam ergreifenden Gefühl, indem sie sich erkannten und begrüßten.

Orlando war es indessen gelungen, im nämlichen Hause, begünstigt von der im Innern der Gebäude dunkler einbrechenden Dämmerung, über ihm wohlbekannte Gänge, Säle und Treppen, völlig ungesehen und unbemerkt, bis zu Rosalba's Zimmer zu dringen. Er hatte das vor allen Gebäuden der Nachbarschaft sich auszeichnende Palais der Fürstin im Vorüberfahren sogleich erkannt, sein Blick suchte die Fenster von Rosalba's Zimmer, ihm war, als sähe er an einem derselben ihre Gestalt vorübergleiten; der Wagen hielt im Gedränge, sein Herz riß ihn fort, hin zu ihr, und ließ alles andere ihn vergessen.

Da stand er nun mit hochklopfender Brust, in banger Erwartung der schnellen Entscheidung seines Geschicks, an der Thüre ihres Kabinets. „Nur daß ich ihn, nur ihn hier nicht finde!“ zitterte fast wortlos ihm durch den Sinn. Er hörte drinnen ein leichtes Geräusch, und hielt sich nicht mehr, er stieß plötzlich die Thüre auf, Rosalba hatte allein still weinend da gesessen, sie sprang bei seinem Eintritt erschrocken in die Höhe, und ein sehr glänzender Gegenstand, mit dessen Betrachtung sie beschäftigt gewesen zu seyn schien, rollte von ihrem Schoße bis dicht vor Orlando's Füße hin.

Orlando hob ihn auf, und von einer Reihe großer blitzender Diamanten umgeben, lächelte Leonhard's sprechend ähnliches Portrait ihn an. Zur Bildsäule erstarrt, das Medaillon in den krampfhaft fest verschlungenen Händen, stand Orlando an die Wand gelehnt; wie versteinert haftete sein stierer Blick auf die zum Tode erschrockene Rosalba, die wieder zurück in ihr Sofa gesunken war, und ängstlich zu ihm aufsah.

„So also ist es! das sein Brautgeschenk,“ sprach Orlando kaum vernehmbar, mit glühenden Augen, zwischen fest geschlossenen Zähnen hindurch.

„Er hat geworben, er hat den Sieg errungen — glänzende Schlange, wie dieses dein Bild zertrete ich auch dich!“ rief er jetzt laut mit furchtbarem Ton, und warf das Medaillon klingend an den Boden, Rosalba bückte sich darüber hin, ehe es ihm gelang dasselbe zu vernichten; Orlando schauderte vor Ingrimm, und hielt nur mit großer Anstrengung sich zurück, ihr das Bild nicht gewaltsam wieder zu entreißen.

Rosalba betrachtete ihn schweigend und traurig. Der Geist ihrer Mutter kam plötzlich über sie; immer höher richtete sie sich auf, all' ihren Muth nahm sie zusammen, und trat endlich mit festem Blick ganz nahe vor ihm hin; er sah sie an und athmete kaum. „Orlando,“ sprach sie sehr mild und sehr ernst, „ich kann dich nicht länger schonen, obgleich ich mit dir leide; trage was du verschuldet. Ja, dieses ist Leonhards Brautgeschenk — er hat gesiegt, o welchen glorreichen Doppelsieg! er hat bei denen, die über mich zu gebieten haben, um mich geworben, und meine Hand erhalten — für dich, seinen Freund.“

Wie von einem Blitzstrahl zerschmettert, stürzte Orlando zu ihren Füßen hin.

Mehrere Stunden vergingen, ehe der ganz mit sich zerfallene Orlando fähig war, aus dem Munde seiner Freunde zu vernehmen, was Leonhard alles für ihn gethan; wie er, ohne seines Vaters Vorwissen, ins geheim nach P . . . gekommen sey, um bei der Fürstin von Z . . . der Liebe seines Freundes das Wort zu reden, und diese mächtige Beschützerin ihm zu gewinnen. Er konnte dieses nicht, ohne ihr den Zustand seines eigenen Gemüthes zu verrathen, denn Frauen jedes Alters und Standes sind scharfsichtig, wenn es gilt, den in der Brust heimlich lodernden Funken verborgener Liebe zu entdecken. Die Fürstin hatte in seinem Herzen schon gelesen, ehe er selbst es gekannt. Orlando's kurze Erscheinung in ihrem Hause, war fast unbemerkt an ihr vorüber gegangen, und so war es leicht möglich geworden, daß sie Rosalba's stillen Schmerz nach Leonhards Entfernung, der Trennung von diesem zuschrieb, ohne dabei Orlando's beinahe gleichzeitiger Abreise sich zu erinnern. Des Präsidenten eigenmächtige Erklärung der Liebe seines Sohnes kam dazu, um sie völlig irre zu leiten.

Nachdem er von der Fürstin erlangt, was er

gewollt, nahm er gefaßten Abschied von ihr und auch von Rosalba. Er ließ dieser sein Bild zurück, welches sein Vater wirklich ihr zum Brautgeschenk bestimmt hatte, und ging dann auf lange Zeit, vielleicht auf immer. Die Fürstin verhieß ihm beim Abschiede, den Vater ihm zu versöhnen. An Orlando ließ er folgende Zeilen in Rosalba's Händen.

„Du siehst es, das Schwert, das uns drohte ist gefallen, und hat auf lange Zeit, vielleicht auf das ganze Leben uns getrennt; uns, die wir unzertrennlich uns dünkten.“

„Ich gehe weil ich muß; und du, mein Bruder! mein innigst Vertrauter! wirst mich nicht fragen, warum ich nicht anders kann. Dein Gemüth war ja stets der Wiederhall des meinen, und so wirst du wahrscheinlich verstehen, was ich, obgleich keine Schuld mich drückt, mir selbst verbergen möchte.“

„Mein Weg ist weit, und du wirst in langer Zeit nichts von mir hören; doch mein Herz bleibt

dir, und der innigste Wunsch für dein Glück wird mich überall hin begleiten. Ich habe einer Gesellschaft für ihre Wissenschaft begeisterter Freunde der Natur mich angeschlossen, wir werden die entferntesten Zonen aufsuchen, um die Wunder der großen Göttin zu erspähen. Jahre werden vergehen, bis ich mit ruhigerem Geiste, reicher an Wissenschaft und Erfahrung, in mein Jugendland zurückkehren kann. Denket meiner, ihr alle meine Lieben, und gebe ein guter Gott, daß ich einst bei meiner Heimkehr, keinen aus dem lieben Kreise vermisse."

So wie Orlando diese Zeilen gelesen hatte, reisete er unverzüglich nach dem Hafen ab, von welchem aus Leonhard und seine Gesellschafter die große gefahrvolle Reise antreten wollten. Er kam zu spät, das Schiff war mit der kleinen Karavane schon unter Segel gegangen. Trostlos und reuevoll kehrte er zurück, und es währte lange, ehe er sich einigermaßen mit sich selbst wieder aussöhnen konnte. Nach Jahresfrist reichte Rosalba ihm die Hand am Altare. Das liebende Paar, den alten Freiherrn in seiner Mitte, führt bald am Ufer

des Comer-Sees, bald in Mailand, ein glückliches für alle die mit ihm in Berührung kommen, erfreuendes Leben, und sieht seit einiger Zeit, der ihm als nahe angekündigten Heimkehr des edlen geliebten Leonhards, voll froher Hoffnung entgegen.

Meine Großtante.

Aus den

Papieren eines alten Herrn.

Noch vor wenigen Jahren stand in meiner Vaterstadt, dem alten ehrwürdigen Cöln, ein durch hohe, unverändert gebliebene Alterthümlichkeit sich auszeichnendes Haus. Oft, wenn ich als Knabe, mit meiner Großmutter auf dem Gange zur Kirche, an demselben vorüber kam, blieb die gute alte Frau betrachtend davor stehen, und machte auf die krausen Schnörkel von Bildhauerarbeit, auf die kleinen, gewundnen Säulchen, die tabernackelartigen Vorsprünge, mich aufmerksam, welche den sehr hohen Giebel zierten. Dann beschrieb sie mir die innere Einrichtung des ihr so werthen Hauses, die in demselben enthaltenen weiten Säle, die zahlreichen Prunkgemächer, und sprach mit sichtbarer Rührung von ihrer so glücklichen und fröhlichen Jugendzeit. Sie, die gute, freundliche Pflegerin meiner früh verwaiseten Kindheit, war in diesem Hause geboren, in welchem, weit über hundert Jahre lang, ihre Familie in Ansehen und

Wohlstand gelebt hatte, und das seit kurzem durch mehrere Sterbefälle in derselben, in fremde Hände gekommen war.

Wenn sie so sprach, pflegte ich wohl mit kindisch-scheuer Sehnsucht zu den, durch das sie umgebende Schnitzwerk umdüsterten, kleinen, achteckigen, in Blei gefaßten Scheiben, der tief in der Mauer liegenden Fenster, hinauf zu blicken. Ich meinte hinter denselben müsse das Glück, von welchem meine Großmutter so viel sprach, noch immer leibhaftig wohnen. Sie schilderte es mir als ganz aus der Welt geschwunden; was Glück eigentlich sey oder heiße, wußte ich damals noch nicht, desto reizender war der dunkle Begriff, der meiner jungen alles personificirenden Phantasie davon vorschwebte. Ich war damals noch in dem Alter, wo man das Glück in sich trägt, ohne sich dessen bewußt zu seyn, weil man eben noch nicht erfahren hat was Unglück eigentlich sey; so wie der ganz Gesunde, der nie krank gewesen, auch nicht weiß was Gesundheit ist.

Das liebe alte Haus existirt nicht mehr. Die Grundmauern desselben mögen vielleicht noch allenfalls beibehalten worden seyn, alles übrige was

mich daran erfreute, ist verschwunden. In seiner jetzigen modernisirten Gestalt, mag ich zu der im neuen Styl erbauten, mit hohen Fenstern von Spiegelglas prangenden Façade desselben gar nicht mehr hinauf sehen, und wähle lieber einen Umweg, um nur nicht daran vorüber zu kommen.

Doch nicht das Glück allein, auch die Schönheit war, wie meine Großmutter behauptete, in dem alten Hause einheimisch gewesen. Eine lange Reihe ausgezeichnet schöner Frauen, war im Lauf der Jahre in demselben geboren, oder durch Heirath in dasselbe eingeführt worden. Dieses, bei der Geburt einer Tochter, wie bei der Vermählung eines Sohnes sich immer wiederholende anmuthige Ereigniß, hatte endlich sogar in der großen Stadt zu einer sprüchwörtlichen Redensart Anlaß gegeben; „sie ist schön wie eine van Dooren,“ pflegten die Leute zu sagen, wenn sie die Gestalt andrer jungen Frauen und Mädchen recht loben wollten.

„Aber Großmutter, du bist ja auch eine in jenem Hause geborne van Dooren!“ sprach ich einmal, und sah ihr freundlich schmeichelnd in das liebe, fromme Gesicht.

„Naseweis du!“ erwiederte sie. Ein wirklich

noch recht angenehmes Lächeln glitt über ihre veralteten Züge, sie erröthete sogar ein wenig, indem sie mir mit der flachen Hand über die krausen Locken und die muthwilligen Augen strich. „Die Zeiten sind längst vorüber;“ setzte sie mit einem fast unmerklichen Seufzer hinzu: „und obgleich der liebe Gott nichts an mir versehen gehabt, so war ich eigentlich doch nie was man schön nennt; wenigstens war ich es nicht, wenn man mit meiner Schwester mich verglich.“

„Deine Schwester? Hast du denn eine Schwester gehabt, Großmutter? von der hast du mir ja niemals erzählt; und wie hieß deine Schwester?“ fragte ich neugierig.

Die Großmutter seufzte tief auf, wie von schmerzlichen Erinnerungen ergriffen. „Eigentlich war sie meine Stiefschwester, die Tochter der ersten, früh verstorbenen Frau meines Vaters,“ sprach sie endlich. „Sie war nur drei Jahre älter als ich, und hieß Walburga. Doch nun frage nicht weiter.“

Ich fragte aber doch, und so oft, und so lange, bis die Großmutter eines Abends ein alterthümliches, verschlossenes Kästchen herbeiholte, das beinahe einem großen Quartanten glich. „Du sollst

sie sehen, damit ich endlich Ruhe vor dir habe," sprach sie, indem sie den kleinen Schrein aufschloß, der auch wie ein Buch sich auseinander legen ließ. Er zeigte, so geöffnet, zwei neben einander stehende, von einem vorzüglichen niederländischen Meister trefflich in Oel gemalte Miniaturbilder.

Schon seit geraumer Zeit sind, nach dem Ableben der guten Mutter, beide Porträts mein Eigenthum geworden. Ich halte sie hoch in Ehren, wie ein Heiligthum. Ich betrachte sie oft; still bewegt im tiefsten Herzen, weilt mein Blick auf den regelmäßig schönen, und doch so ungemein anmuthigen Zügen meiner Großtante, auf dem blonden, glänzenden Haar, mit Federblumen und Perlen durchflochten, dem kleinen, ein wenig trotzig aufgeworfenen, und doch so holdlächelnden Mund; ich blicke gerührt in die hellleuchtenden, blauen Augen, die der Tod längst geschlossen, und seufze über die kurze Dauer des Schönen auf der Erde.

„Und wer ist denn der?" fragte ich damals, nachdem ich lange genug das Bild der schönen Walburga mit stiller Bewunderung betrachtet, und nun zu dem zweiten Porträt überging: „ist das auch ein van Dooren, vielleicht ihr Bruder? schön

genug wär er wohl, aber er sieht ihr doch auch nicht im mindesten ähnlich; so braun, so fremd, so ich weiß nicht wie. Ich könnte mich vor ihm fürchten, nicht weil ich meinte er würde mir etwas zu Leide thun, darum nicht, aber er kommt mir wie der Geisterkönig aus deinen Mährchen vor, die du mir Abends erzählst, oder wie ein mächtiges verzaubertes Wesen, das kein Mensch ist Er ist noch sehr jung, fast noch ein Knabe, und schaut doch so klug und verständig aus seinen schwarzen, blitzenden Augen."

„Ach von dem wäre viel zu sagen," erwiederte meine Großmutter, und schüttelte bedenklich das greise Haupt. „Für dich ist das noch nicht, wenn du älter bist, kannst du es vielleicht einmal erfahren. Ein Unglückskind ist das wundersame Wesen, das über die arme Walburga, über unsere Familie, und auch über sich selbst schweres Leid gebracht hat, so viel ist gewiß," setzte sie hinzu, indem sie den kleinen Schrein wieder zuschloß und an seinen Ort stellte.

Alles fernere Fragen über diesen Gegenstand war mir von nun an streng untersagt, wodurch meine Neubegier natürlicherweise immer quälender

werden mußte. Viele Monate lang beschäftigte ich mich in meinen Freistunden unaufhörlich mit der schönen Walburga und ihres räthselhaften Begleiters wunderbarem Geschick. Die Befriedigung, welche mir von außen unabänderlich verweigert wurde, suchte meine geschäftige Phantasie innerlich zu ersetzen. Obgleich ich, nach der Sitte der damaligen Zeit, noch immer wie ein Kind gehalten und betrachtet wurde, stand ich doch schon in meinem sechzehnten Jahr. Das eifrige Studiren der Alten, zu welchem ich in der Schule des geistlichen Gymnasiums angehalten wurde, die ich besuchte, hatte mir den Sinn für Poesie früh erweckt, und so setzte ich mir denn, ganz in der Stille, ein höchst abenteuerliches Mährchen zusammen, in welchem die Urbilder jener beiden Porträts, deren Anblick mir nicht zum zweitenmal gewährt wurde, die Hauptrolle spielten. Zuletzt fing ich an von der Wahrheit meiner eigenen Erfindung fest überzeugt zu seyn; ein Fall, der bei als bekannte Lügner verrufenen Leuten weit öfter eintritt, als man es denkt, wenn sie ihre eigenen Erfindungen, mit allen Nebenumständen, zu wiederholten Malen erzählen.

Ganz in der Stille durchsuchte ich das ganze

Haus, Rumpelkammern, alte Schränke und Kasten, um Belege für die Wahrheit meiner vermeinten Entdeckung zu finden, und war auch endlich so glücklich auf ein Päckchen vergilbter Briefe und anderer Schriften zu stoßen, welche vieles von dem enthielten was ich zu wissen verlangte. Eifrig studirte ich sie durch, so gut als ich es vermochte; wunderte mich nicht wenig alles ganz verschieden von dem zu finden, was ich mir gedacht hatte, trug aber doch, mit heimlichem Triumph, meinen Fund zur Großmutter hin.

Alles kam wie ich es erwartete; zuerst wurde ich wegen meines Vorwitzes hart angelassen, dann gebührlich ausgescholten und zur Ruhe verwiesen, endlich aber erfuhr ich doch von der guten Mutter, alles was ich zu wissen verlangte.

So viel aus den Reden derselben sowohl, als aus den aufgefundenen Briefen hervorging, mag mein verstorbener Aeltervater, Herr Simon van Dooren, ein Mann gewesen seyn, mit welchem zu leben weder angenehm noch leicht war. Er war ein sehr bedeutender Kaufmann, despotisch und eigensinnig, wie reiche Leute seines Standes es oft sind, und scheint für wenig Anderes Sinn gehabt

zu haben, als für sein Geschäft, und die Aufrecht=haltung seines Ansehens, in seiner Vaterstadt so=wohl als in der Handelswelt; vor Allem aber in seinem eignen Hause.

Schwerlich aus Liebe, hauptsächlich nur um seinen und seines Hauses Namen nicht untergehen zu lassen, und nebenher auch die oben erwähnte, zum Sprichwort gewordene Berühmtheit der Frauen aus seiner Familie in Ehren zu erhalten, fühlte er sich bewogen die anerkannteste Schönheit in Brüssel als Gattin heimzuführen. Ein stilles, mit liebender Sorgfalt erzogenes Mädchen, von guter Herkunft, aber ohne alles Vermögen. Bittendes Zureden der Aeltern, hatte die Arme bewogen, dem fremden, ungeliebten Manne in seine Heimath zu folgen, wo sie bedrückt von dem Geldstolz der reichen Verwandtschaft, ein einsam=traurig Leben geführt haben mag.

Sehnsucht nach den Ihrigen, verschwiegener Kummer, häuslicher Unfriede zehrten an ihrer Jugend. Ihre Kräfte nahmen ab, ihre Schönheit verblühte lange vor der Zeit; die Hoffnung, ihren immer mißmüthiger werdenden Gatten durch einen Erben zu erfreuen, und sich selbst dadurch vielleicht

ein leidlicheres Loos zu bereiten, war schon zweimal zerstört worden. Herr Simon van Dooren wünschte nichts sehnlicher, als in einem Sohn den dereinstigen Stammhalter seines Hauses, oder in einer Tochter die Erbin der zu schnell entschwundenen Schönheit ihrer Mutter, in seinen Armen zu halten, und rief daher alle Aerzte der Stadt zu einer Berathschlagung zusammen, als er, bei sich erneuerndem Uebelbefinden seiner Gattin, ihr das Geständniß entlockt hatte, daß sie zum drittenmal zu Mutterhoffnung sich berechtigt glaube.

Nach einer kurzen Berathschlagung in lateinischer Sprache, welcher Herr Simon aufmerksam zuhörte, ohne eine Silbe davon zu verstehen, erklärten die gelehrten Herrn Doctoren einstimmig, die Leidende müsse nach Montpellier, dem berühmtesten Sitz ärztlicher Wissenschaft, zu welchem in der damaligen Zeit reiche Kranke schaarenweise wallfahrteten, wie in der unsrigen in die Bäder. Die Reise, die Veränderung der Luft, der Aufenthalt in einem wärmeren Clima wurde als das einzige Mittel angegeben, die bleiche, hinfällige Frau wieder zu erkräftigen. Eine große Reise wie diese, wurde freilich in jenen Tagen von Frauen als ein

Wagestück betrachtet, zu welchem man nur im höchsten Nothfall, unter Zittern und Zagen sich entschloß, und es stand kaum zu erwarten, daß Herr Simon in die Ausführung des ärztlichen Gutachtens einwilligen werde. Er aber ergriff diesen Vorschlag zu aller Welt Erstaunen mit freudigem Eifer, und ohne auf die furchtsamen Einwendungen seiner Frau zu hören, begann er sogleich alle Anstalten zum baldigen Antritt der Reise zu treffen.

Nichts konnte in der That gerade in dieser Zeit ihm erwünschter kommen, als dieser Ausspruch der Herren Doctoren, durch den er ohne alle Weitläufigkeit, und mit geringen Kosten, von der Unlust eine kränkelnde Frau um sich sehen zu müssen, befreit wurde, und die ihm zugleich Gelegenheit bot, der Welt, das heißt seinen Bekannten und seiner Familie, seine Bereitwilligkeit alles für die Wiederherstellung ihrer Gesundheit zu thun, zu beweisen. Sein rauhes, unfreundliches Betragen gegen die arme Leidende, war von einigen seiner Bekannten mißbilligend bemerkt worden; jeden ihn treffenden Tadel, nahm er als eine Verletzung seiner Rechte auf, und ihm mußte

daher alles daran liegen, den Ungrund desselben in's hellste Licht zu stellen.

Frau van Dooren wurde also einem Vetter ihres Mannes übergeben, der eben in Geschäften desselben nach Cette reisen sollte; dieser brachte sie glücklich nach Rotterdamm, wo ein von Herrn Simon befrachtetes Schiff ihn erwartete. Die Jahreszeit war für eine Seefahrt die günstigste, Frau van Dooren fürchtete das Meer nicht, war auch der Seekrankheit, wie sie aus Erfahrung wußte, nicht unterworfen, und wendete also nichts dagegen ein, als sie in Rotterdamm, ungefähr wie ein Waarenballen mit eingeschifft wurde. Gott läßt den Wind warm wehen, wenn das Lamm geschoren ist, sagt ein altes, frommes Sprichwort, dessen Wahrheit auch an der leidenden Frau sich erprobte; die Reise ging ungewöhnlich schnell und glücklich von statten, der Hafen von Cette wurde in fast unglaublich kurzer Zeit erreicht, und schon am nächsten Morgen, begleitete der dortige Handelsfreund ihres Hauses sie nach Montpellier, wo er eine bequeme allen ihren Wünschen angemessene Wohnung ihr verschaffte.

Die Wahl derselben hätte für Frau van Doo-

ren nicht glücklicher ausfallen können, denn in dem nämlichen Hause wohnte auch die Gattin eines der angesehensten Handelsherren in Marseille, Madame Seymour, mit ihren beiden Kindern; einem etwas kränkelnden Knaben, um dessentwillen die Mutter sich einige Monate in Montpellier aufhalten wollte, und einer jüngern Tochter. Beide Frauen fanden bald sich zusammen, und schlossen immer enger sich an einander an, so daß sie endlich jede Stunde des Tages mit einander zubrachten, den kleinen Kranken gemeinschaftlich pflegten, und das kleine dreijährige Mädchen, das hübscheste, muthwilligste, eigensinnigste und liebenswürdigste Geschöpf in der Welt, unter Schelten und Liebkosen auf alle Weise verzogen.

Zum erstenmal seit ihrer Verheirathung, sah Frau van Dooren wieder, von ihr wohlwollenden freundlichen Menschen sich umgeben, die sie mit Schonung und Theilnahme behandelten. Deutsch zu lernen, besonders der im Haushalte unentbehrliche Dialect der dortigen Volksklasse, war ihr in Cöln beinahe unmöglich gewesen; hier hörte sie wieder die geliebten Töne ihrer Muttersprache, wenn gleich mit einem ihr fremdartigen Accent aus-

gesprochen, konnte wieder, ohne Schwierigkeit, allen ihren Umgebungen sich verständlich machen, und war glücklich, wie in ihrer frohen Jugendzeit. Ihre gesunkene Lebenskraft erstarkte von neuem, sogar ihre Schönheit begann wieder zu erblühen.

Doch nun kam leider, für sie viel zu frühe, der unerwünschte Zeitpunkt ihrer Rückkehr in die Heimath herbei. Der Vetter hatte nach einigen Monaten seine Geschäfte im südlichen Frankreich beendet, er drang auf Beschleunigung der Abreise, weil seine Gegenwart im Comtoir des Herrn Simon mit jedem Tage nothwendiger würde, und die kaum Halbgenesene mußte, auf Befehl ihres strengen Gebieters in Cöln, sich geduldig seinen Anordnungen fügen, und unter heißen Thränen von ihrer neuen Freundin, ohne Hoffnung des Wiedersehens, sich trennen.

Die schwere Stunde, der sie mit bangem, zwischen Todesfurcht und Todeshoffnung getheiltem Gemüthe entgegengesehen, trat bald nach ihrer Heimkehr, früher als sie es erwartet hatte, ein, und ging schneller und schonender an ihr vorüber, als sie selbst und ihre Umgebungen es gehofft hatten.

Ein schöneres Kind als die kleine Walburga, hatte, nach dem einstimmigen Urtheil der Frau Basen und Muhmen, welche die Wöchnerin umgaben, die vier Wände, des wegen der Schönheit der in demselben gebornen Töchter berühmten Hauses noch nicht beschrien. Selbst entfernte Bekannte der Familie drängten sich herbei, das Wunderkind zu sehen, dem der über dessen Daseyn wirklich erfreute Vater, schon vor der Taufe, den unharmonischen Namen Walburga beigelegt hatte. Alle Porträte, der wegen ihrer Schönheit berühmten Ahnfrauen des Hauses, wurden mit den weichen Zügen des lächelnden Kindes verglichen, täglich wurde darüber gestritten, welcher von diesen es am ähnlichsten sey, ohne daß man sich darüber hätte vereinigen können; die kleine Walburga war und blieb ein Wunder, wie die Welt noch keines gesehen, wuchs aber dabei immer lustiger heran, und war und blieb nicht nur ein sehr schönes, sondern auch ein sehr kräftiges, gesundes Kind.

Die arme Mutter desselben welkte aber indessen mit jedem Tage sichtlicher dem Grabe zu. Die kleine Walburga, oder wie ihre Mutter sie lieber nannte, die kleine Wally, hatte ihr zweites Jahr kaum

erreicht, als man mit Gewißheit das Leben der Frau van Dooren nur noch auf Wochen bestimmen konnte. Sie fühlte und erkannte ihren Zustand: von Himmelssehnsucht begeistert, sah sie dem Tage, der von einem durchaus freudenarmen Leben sie erlösen sollte, ohne Bangen entgegen; nur der Gedanke, wie unter der unumschränkten Leitung eines harten Vaters, sich das Geschick ihrer geliebten Tochter dereinst gestalten könne, erschwerte ihr den Tod, und preßte dem längst müde geweinten Auge der Sterbenden, noch manche stille Thräne aus.

Mehrere Monate nach dem Ableben der Mitleidswerthen, kam ein Besuch, der ihr an ihrem Sterbebette, wäre er früher erschienen, zu einem Engel des Trostes hätte werden können; ihre Freundin aus Montpellier, Madam Seymour.

Diese war indessen Wittwe geworden, ihr verstorbener Gatte, der, wie schon aus seinem Namen hervorgeht, von Geburt ein Engländer war, hatte ihr ein sehr großes Vermögen hinterlassen, und daneben das bedeutendste Handlungshaus in Marseille, dessen Geschäft ein vieljähriger treuer Diener desselben, für ihre und ihrer Kinder Rechnung fortsetzte. Sie selbst war der Abkömmling

einer katholischen sehr vornehmen Familie in Irland. In der großen Welt erzogen, rasch, thätig, von männlichem Muthe beseelt, hatte sie, als eine sehr verständige Frau, sich in die Beschränkungen willig gefügt, welche ihre Verhältnisse als Gattin und Beherrscherin eines sehr großen Haushaltes, ihr zur Pflicht machten; jetzt aber, nachdem sie ihre Angelegenheiten gebührend geordnet, benutzte sie die ihr gewordene unumschränkte Freiheit, zur Erfüllung eines lang gehegten Lieblingswunsches, auf welchen, in der damaligen Zeit, eine Frau nicht leicht verfiel. Sie trat mit ihren Kindern eine große Reise an, um fremde Sitten und Länder kennen zu lernen. So war sie denn auch nach Aachen gekommen, die Nähe von Cöln weckte in ihrem Gemüthe Erinnerungen an die liebenswürdige Frau auf, mit der sie einige Monate in Montpellier gelebt hatte, und die, wahrscheinlich wegen der zwischen beiden vorherrschenden Verschiedenheit ihres Wesens, ihr lieb geworden war, denn der gutgesinnte Starke liebt immer den Schwachen, der mit unbedingtem Vertrauen sich ihm hingibt.

Madame Seymour eilte nach dem nahen Cöln, um ihre Freundin durch einen Besuch zu über-

raschen, und vernahm dort, mit ungeheucheltem Schmerz, das frühe Hinsinken der zarten Blume, der sie schon in Montpellier keine lange Dauer zutrauen konnte. Herr Simon aber unterließ nicht, ihr persönlich aufzuwarten, sobald er ihre Ankunft vernahm. Das stattliche Ansehen der welterfahrnen Frau, mehr noch ihr großer Reichthum, und die in der ganzen Handelswelt rühmlichst bekannte Firma ihres Hauses flößten wahre Ehrfurcht ihm ein. Er ruhte nicht eher, bis sie seinem dringenden Flehen, ihre Wohnung einstweilen in seinem Hause aufzuschlagen, endlich nachgab; ein Anerbieten das bei der damaligen Beschaffenheit der Gasthöfe in Deutschland, ihr allerdings nicht unwillkommen seyn mußte; und als er sie in demselben eingeführt hatte, that er das Möglichste, um mit einer Aufmerksamkeit, einer Pracht sie zu bewirthen, durch die ebenfalls selbst eine regierende Fürstin hätte zufrieden gestellt werden mögen.

Madame Seymour eignete sich indessen nicht dazu, durch den glänzenden Schimmer verblendet zu werden, hinter welchem Herr Simon die ihm eigene Kargheit, und kleinliche Knauserei zu ver-

bergen sich bestrebte. Sie durchschaute ihn bald, und das trübe Geschick ihrer armen Freundin, über welches diese nie eine Klage hatte gegen sie laut werden lassen. Sie erkannte den Wurm, der an dem Leben der schönen Blüthe heimlich genagt hatte, und ihr edles Herz floß über von Mitleid, mit der früh dahingeschiedenen Mutter sowohl, als mit der kleinen Waise, deren seltene Schönheit auch sie entzückte. Es entging ihrem Scharfblick nicht, daß Herr van Dooren, obgleich seine Gattin erst seit wenigen Monaten im Grabe ruhte, schon auf die Wahl der zweiten sehr ernstlich bedacht war; und welch' trübes Loos hatte die arme kleine Wally, unter der Zucht dieses Vaters, und einer wahrscheinlich an Sinnesart ihm ähnlichen Stiefmutter zu erwarten! Die gute edle Frau erwog dieses alles so lange in ihrem Gemüthe, bis sie eine Art von Verpflichtung zu fühlen glaubte, das kleine, liebliche Geschöpf vor solchem herben Unglück zu bewahren, und nach der ihr eigenen, schnell entschlossenen Art, ergriff sie die erste Gelegenheit, um Herrn Simon zu bitten, ihr sein verwaistes Töchterlein auf unbestimmte Zeit anzuvertrauen, um es in ihrer Heimath mit ihren Kindern,

die es sehr lieb gewonnen hatten, erziehen zu lassen.

Dieser Antrag versetzte Herrn Simon in nicht geringes Erstaunen, und zugleich auch in große Verlegenheit. Er war sogar geneigt sich dadurch beleidigt zu fühlen, aber wie hätte er es über sich gewinnen können, einer so reichen und angesehenen Frau gegenüber dieses zu äußern? Er ließ es also einstweilen bei allerlei Einwendungen, die seine abschlägige Antwort motiviren sollten, bewenden, kam aber, während er mit anscheinendem Eifer noch sprach, allmählig auf andere Gedanken. Es fiel ihm ein, wie das Kind, so jung es noch sey, doch schon zu allerlei Sorgen und Beschwerden Veranlassung gäbe, die mit den Jahren sich beträchtlich vermehren müßten, und hielt es denn endlich für das Gerathenste, sich erbitten zu lassen.

Madame Segmour erhielt von ihm was sie wünschte, und kehrte mit ihren Kindern und der kleinen Wally sehr zufrieden nach Marseille zurück. Wenige Monate später heirathete der Vater der letztern eine schöne Cölnerin, deren im Grunde gutes aber festeres Herz, bei einer dauerhafteren Gesundheit, sich nicht so leicht, als das ihrer un-

glücklichen Vorgängerin, brechen ließ, und im Lauf der Jahre, trug die bald auf einander folgende Geburt mehrerer Kinder, zur leidlichen Zufriedenheit dieser Ehe bei. Die Jahre vergingen, und da die Stiefmutter, eine übrigens ganz gute Frau, nach der abwesenden Wally sich eben nicht zu sehnen schien, so blieb diese ungestört wo sie war, und wurde im väterlichen Hause fast vergessen, bis ganz unerwartet die Nachricht von dem plötzlichen Tode der gütigen edlen Pflegerin ihrer Jugend in demselben eintraf. Jetzt endlich fühlte Herr van Dooren die Verbindlichkeit, seine Tochter, die indessen ihr siebzehntes Jahr zurückgelegt hatte, zu sich zu berufen; denn in Marseille konnte ihres Bleibens nicht länger seyn, indem die Tochter der Madame Segmour selbst noch des Schutzes bedurfte.

Wally langte in dem Hause ihres Vaters glücklich an. Sie trat auf in aller Glorie ihrer sich eben entfaltenden, blendend schönen Jugendblüthe, und Muhmen und Basen, die ganze Familie, vor allem aber der Vater, geriethen über ihren Anblick in einen Taumel von bewunderndem Entzücken. Einige Tage lang war die schöne Wally der Stolz des ganzen

Hauses, von Jung und Alt bewundert, geliebt, gelobt; aber dieser erste Freudenrausch währte, besonders in der nächsten Verwandtschaft, nicht lange. Vater, Mutter, Basen und Muhmen fühlten durch Wally's Nähe sich genirt, denn sie war anders als sie alle, und paßte keineswegs in den sie umgebenden Kreis. Nur ihre Stiefschwester, späterhin meine Großmutter, die damals ein kaum vierzehnjähriges Mädchen war, kam mit ächter herzlicher Liebe ihr entgegen; konnte aber bei der Art von Erziehung, die sie erhalten, der armen Wally nur einen sehr schwachen Ersatz für die schönere Vergangenheit gewähren.

Wally war gewöhnt worden, das Leben weit freier und leichter zu nehmen, als es damals in ihrer Vaterstadt, besonders aber in ihrer an dem Althergebrachten mit Leib und Seele hangenden Familie, genommen wurde. Madame Seymour hatte mit ihren Kindern und ihr einige Zeit in Paris gelebt, sie hatte mit ihnen London, Dublin und die bedeutendsten Städte in Frankreich und Großbritanien besucht, und immer die durch feineren geselligen Ton und geistige Bildung sich auszeichnenden Kreise zu den ihrigen gemacht. Wally kannte

keine andere, und stieß, mit dem besten Willen sich in alles zu fügen, alle Augenblicke gegen die steifen Formen der damaligen reichsstädtischen Sitte an, in welche sich zu finden ihr fast unmöglich dünkte.

Die sorgfältige Erziehung, der Unterricht der vorzüglichsten Meister, die sie gemeinschaftlich mit der Tochter ihrer gütigen Pflegemutter genossen, hatten Talente in ihr entwickelt, und überhaupt alle Eigenschaften ihr gewährt, die für das Leben in großen Städten, und in der höher gebildeten Gesellschaft sie eignen konnten; aber sie war auch an die Freiheit des Landlebens gewöhnt. Sie hatte mit Madame Seymour und ihrer Familie mehrere Sommer, auf den Landsitzen der vornehmen Anverwandten derselben, in den irländischen Hochlanden zugebracht. Sie war gewöhnt, Wälder und Felsenthäler zu Pferde zu durchstreifen, der Jagd zu folgen, aber auch in die Hütten der Armen hinabzusteigen, um ihnen Trost und Hülfe zu bringen. Jede ängstliche Berechnung dessen, was die Leute sagen könnten, lag ihr unendlich fern, so lange sie sich bewußt war, im Rechten zu seyn. Aber sie hatte auch Muth und Gewandt-

heit, das, was ihrem Gefühl nach das Rechte war, zu vertheidigen, und sich nicht davon abwendig machen zu lassen.

Ein solcher Charakter mußte freilich Schroffheiten und Ecken an sich tragen, die besonders bei Wally's jetzigen Umgebungen sehr fühlbar hervortraten; aber ein Hauch der anmuthigsten Lebensfrische, vereint mit der innigsten Herzensgüte, überkleidete diese, ohne sie zu verhüllen; und gerade das, was man ihr als Fehler hätte anrechnen können, erhob den Reiz des lieblichen Wesens, und ließ es nur noch interessanter erscheinen.

Dennoch mußte Wally sehen und empfinden, wie fremdartig sie unter ihren nächsten Umgebungen dastand, und wie sie, unerachtet ihres ehrlichen Strebens sich in ihre Weise zu schicken, ihnen dennoch mit jedem Tage lästiger ward. Ein ungeheurer, höchst bänglicher Lebensüberdruß bemächtigte sich ihrer, dem nicht zu erliegen sie alle ihre Geisteskraft anwenden mußte. Ihr einziger Trost, wie ihre liebste Beschäftigung in dieser drückenden Lage, war der fortgesetzte Briefwechsel mit ihrer einzigen Jugendfreundin, der Tochter der Madame Seymour, der geliebten Gefährtin ihrer glücklichen

Frühlingszeit. Keine Woche verging, in welcher nicht, unerachtet der weiten Entfernung, Briefe herüber und hinüber flogen; und gerade diese sind es, die ich größtentheils in der Rumpelkammer meiner Großmutter in einer alten Schatulle aufgefunden, und die mir hier zum Leitfaden dienen.

Niemand dachte daran, diese Correspondenz beschränken oder gar verbieten zu wollen. Die Stiefmutter bekümmerte sich wenig um Wally's Thun und Lassen, der Vater hielt den Briefwechsel für eine nützliche Uebung in der französischen Sprache, und so ging er unangefochten, regelmäßig und ununterbrochen seinen Gang.

Ein Jahr schlich auf diese Weise vorüber; Wally war und blieb mitten unter ihren nächsten Anverwandten eine Fremde, und Herr Simon fand endlich, daß es hohe Zeit sey, der Sache ein Ende zu machen. Seine Frau beklagte sich nicht über Wally, aber er fühlte doch, wie lästig die Gegenwart derselben, besonders im Haushalte, ihr war; er sah keinen andern möglichen Ausweg, die Tochter mit guter Manier aus dem Hause und alles in demselben in das gewohnte Gleis wieder zu bringen, als eine Heirath. Er besprach sich

darüber mit seiner Frau, und diese war, wie leicht zu erachten, vollkommen seiner Meinung.

Aber reich mußte der Mann seyn, den Wally heirathen sollte, dieses wurde sogleich unter ihnen ausgemacht. So lange ihr Vater noch lebte, war Wally eben so arm wie ihre Mutter es gewesen, als sie in dieses Haus kam. Kein mütterlicher Nachlaß war vorhanden, auf den die Tochter hätte Ansprüche machen können, und Herr Simon war gar nicht gesonnen, noch bei Lebenszeit, zur Aussteuer einer Tochter, einen Theil seines Vermögens herzugeben. Aber eine Ausstattung sollte sie erhalten, so reich und vollständig als nur irgend eine in Cöln, ganz nach reichstädtischer Art, darauf bestand die Stiefmutter, um der Leute willen, wie sie aufrichtig bekannte.

Jetzt galt es nur noch den Bräutigam aufzufinden, doch dieses war unter der Mitwirkung der Muhmen und Basen eben nicht schwer. Ein ziemlich junger, reicher Kaufmann, an welchen durch die dritte und vierte Hand der Antrag gebracht wurde, zeigte sich sehr bereitwillig, vor der Hand auch ohne Aussteuer, die dereinstige Miterbin des reichen, schon bejahrten Simon van

Dooren zu heirathen, die noch obendrein für die erste Schönheit in Cöln galt. Als die ihm bestimmte Braut einmal in der Kirche ihm gezeigt wurde, ging er, von außerordentlicher Liebesflamme entzündet, sogar so weit, sie wie sie war, ohne die sonst übliche Ausstattung, nehmen zu wollen; doch dieses unvorsichtig ausgesprochene Erbieten wurde sehr übel aufgenommen, und es fehlte nicht viel, so wäre die ganze Sache darüber den Rückweg gegangen.

Wally erschrack heftig, als ihr Vater, ohne große Umschweife, sie mit ihrer künftigen Bestimmung bekannt machte. Offen und frei, fest und bestimmt erklärte sie ihren Widerwillen gegen jede bloß conventionelle, durch fremde Vermittelung herbeigeführte Verbindung. Herr Simon sah höchlich verwundert sie an; von allem was sie sagte, war kaum die Hälfte ihm verständlich, und dieses Wenige schrieb er der damals bei solchen Gelegenheiten üblichen Ziererei zu. „Sieh ihn nur erst, das Uebrige wird hernach sich schon von selbst finden," sprach der Papa, und ging gelassen seines Weges.

In der nächsten Woche wurde bei einem Oheim

ein feierliches Gastmal veranstaltet. Wally sah den ihr bestimmten Bräutigam, und ihr Widerwille gegen die ihr zugemuthete Verbindung stieg, bis zu dem ausgesprochensten Abscheu vor dem bloßen Gedanken daran. Der Mann dem sie Liebe und Treue geloben sollte, war ein fader, süßlicher, von Moschus und Bisam duftender, unbeholfener Geck, der durch das Bestreben sich witzig und elegant zu zeigen, noch unerträglicher ward. Zu Hause erklärte sie ihren Aeltern ganz unumwunden den festen Entschluß, diesem widerwärtigen Geschöpf nie am Altar ihre Hand zu reichen. Sie bat, sie weinte, sie trotzte, sie gerieth in Verzweiflung, wenn nur der Name des Verhaßten erwähnt wurde, aber vergebens. Ein Heer von Tanten, Basen, Oheimen, zuletzt sogar der Beichtvater, wurden auf sie losgelassen, um durch Zureden und Ermahnungen sie zur Vernunft zu bringen. Der nach Entscheidung schmachtende Liebhaber, mußte von einem Tage zum andern durch leere Hoffnungen sich hinhalten lassen. Er seufzte erbärmlich, verdrehte die Augen, meinte, seine heiße Liebesflamme werde doch endlich das Eis schmelzen, welches das Herz der schönen Spröden, gegen die

Pfeile des kleinen losen Gottes Kupido verhärte; und rückte endlich mit der Erklärung heraus, daß er zu seinem großen Schmerz, eine längst nothwendig gewordene Geschäftsreise nicht länger aufschieben könne, die ihn ein Paar Monate von dem Ziel aller seiner Gedanken und Wünsche entfernt halten werde. In tiefster Devotion empfahl er sich seinen künftigen, hochzuverehrenden Schwiegerältern, versicherte, daß sein Tod oder Leben in ihren Händen liege, daß er hoffe, bei seiner Rückkehr die Bahn zum Glück seines Lebens, durch ihre thätige Vermittelung, völlig geebnet zu finden, küßte der Frau Schwiegermama die Hand, und empfahl sich auf glückliches und baldiges Wiedersehen.

Durch die Abwesenheit ihres zudringlichen Verehrers, wurde der Zustand der armen Wally eher verschlimmert als verbessert. Ihre Aeltern wollten die Dauer derselben benutzen, um sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen, und gleich nach der Zurückkunft des Bräutigams die Verlobung feiern zu können. Als kein Bitten noch Zureden ihren festen Sinn zu erschüttern vermochte, als selbst die wiederholten salbungsvollen Ermahnungen ihres Beichtva-

ters, mit Widerwillen von ihr zurückgewiesen wurden, hielt Herr Simon es an der Zeit, die Widerspenstige auf andere Weise zu bändigen zu suchen. Er drohte mit Verstoßung, mit Entehrung, und sperrte zuletzt die ungerathene Tochter in ein dunkles Hinterstübchen ein, in den ersten Tagen sogar bei Wasser und Brod.

Gestraft wie ein Kind, verhöhnt auf alle Weise, tief verletzt, gereizt und beleidigt, mußte das arme Mädchen einsam gefangen sich sehen. Die Exaltation und Verwirrung ihres Geistes warfen sie endlich auf das Krankenlager, doch auch hier ließen ihre mit Ermahnungen, Drohungen und Vorwürfen sie quälenden Verfolger, ihr keine Ruhe.

Ihr einziger Trost in ihrem Jammer war die, lebhafter als jemals fortgesetzte Correspondenz, mit ihrer Jugendfreundin in Marseille, die aber jetzt freilich sehr heimlich betrieben wurde. Ihre Stiefschwester, die ihr wirklich sehr anhing, und immer Mittel und Wege fand, sich zu der armen Gefangenen zu schleichen, besorgte dieselbe mit einer Gewandtheit, die man dem jungen, unerfahrnen Kinde kaum hätte zutrauen sollen. Sie wußte sehr geschickt Wally's Briefe auf die Post, und

die Antworten auf dieselben, ihr in die Hände zu bringen.

Mehrere Wochen waren auf diese Weise vergangen, und die Ankunft des Bräutigams stand vielleicht sehr bald zu erwarten. Herr Simon wurde immer verdrießlicher; er berieth sich eines Tages sehr ernstlich mit seiner Frau, über die Möglichkeit, den Eigensinn der Tochter doch endlich zu brechen, als sein Cassirer in's Zimmer trat, und ihm berichtete, wie unten im Comptoir ein junger, fremder Herr sich befinde, der einen Wechsel, welcher übrigens so gut wie baares Geld zu betrachten sey, realisiren wolle, die Größe der Summe und die überaus große Jugend des Fremden, habe ihn aber doch stutzig gemacht, deshalb habe er anfragen wollen, was hier zu thun sey.

Indem er noch so sprach, brachte ein Bedienter eine Karte des Fremden, Herr Simon las Maria William Seymour, und traute seinen Augen kaum.

„Wie ist mir denn?“ rief er. „Ist denn der junge Seymour nicht noch vor seiner Mutter in Brasilien gestorben? Ach über alle die Verwirrung im eigenen Hause, weiß man am Ende selbst nicht

mehr, wo einem der Kopf steht; aber mich dünkt doch, daß uns einmal so etwas notificirt worden sey. Doch gleichviel, der Fremde muß hinauf geführt werden. Ich irre mich wohl, oder die Wittwe Segmour hatte zwei Söhne, obgleich ich mich nicht erinnere, davon gehört zu haben. Unsereins hält sich an die Firma, und damit Punktum.“

Der Fremde erschien, in tiefe Trauer gekleidet; er benahm sich wie ein diesem Hause befreundeter Bekannte, doch dabei mit großer, fast formeller Höflichkeit, erwähnte in wohlgesetzten Ausdrücken, als etwas den Anwesenden längst Bekanntes, den schmerzlichen Verlust, den seine Familie durch das schnell aufeinander folgende Hinscheiden seiner Mutter und seiner Geschwister erlitten. Herr van Dooren wußte gar nicht was er bei dem Allem denken, noch weniger was er sagen sollte. Aus den Reden des jungen Mannes ging hervor, daß nicht nur Madam Segmour und ihr Sohn, sondern auch ganz kürzlich die Tochter gestorben wären, und nun stand auf einmal ein zweiter Sohn der Madam Segmour vor ihm, von dessen Existenz jemals gehört zu haben, er sich durchaus nicht zu erinnern wußte.

Es verdroß ihn nicht wenig, daß die Familienverhältnisse dieses Hauses ihm so ganz aus dem Gedächtniß entschwunden seyn sollten; er ärgerte sich über sich selbst, aber was blieb ihm anderes übrig zu thun, als sich anzustellen, als ob ihm alle Ereignisse, auf welche der junge Mann hindeute, ihm vollkommen wohl bekannt wären: denn seine Vergeßlichkeit oder vielleicht gar seine Zweifel sich abmerken zu lassen, wäre doch ein zu arger Verstoß gegen das Schickliche, und obendrein eine große Thorheit gewesen; stand doch der junge Segmour, ganz arglos und unbefangen, leibhaftig vor ihm, und sah obendrein seiner seligen Mutter sehr ähnlich. Creditschreiben, Wechsel, Papiere, die er von Hause mitgebracht und vorzeigte, befanden sich in der vollkommensten Ordnung, von der wohlbekannten Hand des Mannes unterzeichnet, der schon seit langen Jahren die Geschäfte des Hauses Segmour in Marseille dirigirte, und legitimirten ihn unwiderleglich als den, für welchen er sich ausgab.

Nach einer kurzen, flüsternden Berathung zwischen Herr und Frau van Dooren, wurde der junge Segmour auf den folgenden Tag zum Mittagessen gebeten, er aber lehnte diese Einladung

bescheidentlich für diesesmal ab, erbat sich indessen die Erlaubniß, einige Tage später seine Aufwartung machen zu dürfen. Dann erkundigte er sich sehr höflich nach dem Befinden der Tochter des Hauses, hörte mit Bedauern, daß sie unwohl sey, hoffte sie doch vor seiner Abreise noch zu sehen, was ihm auch versprochen wurde, erbat und erhielt die Erlaubniß, ihr durch einen Bedienten einige kleine Arbeiten seiner seligen Schwester auf ihr Zimmer zu schicken, die er ihr zum Andenken an dieselbe mitgebracht hatte, und empfahl sich.

Zwischen diesem seinem ersten Erscheinen, und dem, zu dem ihm zu gebenden Gastmahl bestimmten Tage, liefen Nachrichten über den jungen Seymour ein, welche die dem Herrn van Dooren natürliche Hochachtung für reiche Leute, bis zur höchsten Veneration steigerten, und ihm ein felsenfestes Vertrauen auf ihn einflößten. Der Geschäftsführer des Seymour'schen Hauses sandte nicht nur einen unlimirten Creditbrief für seinen jungen Herrn ein, sondern ließ sogar, in einem eigenhändigen Schreiben, mit lobender Weitschweifigkeit, über den Charakter, den großen Verstand und übrigen vortrefflichen Eigenschaften desselben sich

breit und lang aus, erzählte, wie der noch sehr junge Herr, obgleich er eigentlich nicht zum Kaufmannsstande erzogen worden sey, sich durch Leitung einiger sehr wichtigen, dem Hause große Vortheile bringende Unternehmungen, die Bewunderung der ganzen dortigen Kaufmannswelt erworben habe, und dabei so bescheiden, oder vielmehr so vorsichtig sey, im gewöhnlichen Umgange von dem allen sich nichts abmerken zu lassen, sondern vielmehr sein Licht unter dem Scheffel wohl zu bewahren.

Ein Gast dieser Art, von so ausgezeichneten Vorzügen, so begünstigt vom Glück, konnte nicht zu hoch geehrt werden; alles wurde aufgeboten, um das Gastmahl, das ihm gegeben wurde, zu verherrlichen, Monate lang nachher sprach noch die ganze Stadt von der dabei vorherrschenden Pracht. Sogar Wally wurde für den Tag ihrer Haft entlassen, und erhielt auf Bitten ihres ehemaligen Jugendgespielen, ganz gegen die gewohnte Sitte, bei Tafel den Ehrenplatz neben ihm.

Zwei Tage später ließ Herr Seymour bei Herrn und Frau van Dooren sich feierlich anmelden, und hielt mit gebührender Förmlichkeit um die Hand ihrer schönen Tochter bei ihnen an; ein

Antrag, der Herrn Simon in nicht geringe Verlegenheit setzte. Nach der, bei solchen Gelegenheiten damals üblichen Sitte, erbat dieser im ersten Schrecken ein Paar Tage Bedenkzeit für sich und seine Tochter, aber er bedurfte ihrer auch wirklich, um jedes Hin und Wider gehörig zu überlegen.

Wally's unüberwindliche Abneigung gegen den ihr zuerst vorgeschlagenen Bräutigam, der weltbekannte Reichthum des einzigen Erben des Hauses Seymour, gegen welchen das, übrigens ganz bedeutende, Vermögen des cöllner Pretendenten gar nicht in Anschlag kommen konnte, und das diesem letztern dennoch gegebene Wort, versetzte Herrn Simon in ängstliche Unentschlossenheit. Er wußte in der That sich weder zu rathen noch zu helfen, bis eine, vielleicht ganz achtlos hingeworfene Bemerkung seiner Frau ihm zur Entscheidung verhalf. Sie äußerte, Wally sey doch nun einmal an das ausländische Leben gewöhnt, sie sey dafür erzogen, passe nun einmal weder nach Cölln noch in die Familie, und würde ihnen allen noch dereinst viel Herzeleid machen, wenn sie gezwungen darin verbleibe.

Herr Simon meinte eine Stimme vom Him-

mel zu hören, als sie so sprach, er wußte jetzt mit einemmal wie er sich zu benehmen habe. Er spielte den liebenden Vater, der es nicht über das Herz bringen kann, der Neigung seines Kindes Gewalt anzuthun; legte die Hand seiner Tochter in die ihres Jugendfreundes, ließ acht Tage später ganz in der Stille, und nur im Beiseyn der nächsten Verwandten das junge Paar trauen, das von seinem Segen begleitet sogleich die Reise nach Italien antrat, wohin wichtige Geschäfte den jungen Ehemann riefen, und war herzlich vergnügt, daß alles so glücklich, noch vor der Ankunft des verschmähten Bräutigams, hatte abgemacht werden können. Von Aussteuer war gar nicht die Rede gewesen, die Ausstattung aber ließ die Stiefmutter sich nicht nehmen, diese wurde so prachtvoll als möglich besorgt, die ganze Stadt sprach davon Monate lang. Nachdem alle Welt sie gesehen und bewundert, wurde sie in vielen Ballen und Kisten eingepackt, nach Marseille geschickt. Wally ließ nur selten von sich hören, sie brachte ihre Zeit mit ihrem Gemahl auf Reisen zu, ihre Familie verlor sie darüber endlich ganz aus dem Gesicht, ohne diesen Verlust sonderlich zu fühlen.

Was der verschmähte Bräutigam sagte, als er bei seiner Rückkehr die Braut nicht mehr fand, was er für ein Gesicht dazu machte, und wie er sich benahm, habe ich nicht erfahren. Getröstet hat er sich, soviel ist gewiß, denn er hat einige Jahre später Wally's Schwester geheirathet und ist mein Großpapa geworden. Da er im Grunde kein böser Mensch, und meine Großmutter ihm an Geist weit überlegen war, so hat er mit der sanften, liebenswürdigen Frau zwar keine ausgezeichnet glückliche, aber auch keine direkt unzufriedene Ehe geführt, bis an das Ende seines nicht sehr langen Lebens.

Mißmuth über die unseligen politischen Verhältnisse seines, auch von innern Zwistigkeiten zerrissenen Vaterlandes, Trauer über den Verlust einer schönen, jungen Braut, welche der Tod ihm entrissen, neben diesem Allen auch etwas Ueberdruß und Langeweile, hatten den jungen Grafen Casimir Sabielsky, aus Warschau, seiner Vaterstadt, in die weite Welt hinausgetrieben. Die den höhern Ständen seines Volkes angeborenen Eleganz und Gewandtheit, das fremdartige seiner

reichen, eine ohnehin schöne Gestalt auf das vortheilhafteste heraushebenden Nationalkleidung, hatten in Paris, wo er sich längere Zeit aufgehalten, ihm, besonders bei den Damen, die günstigste Aufnahme verschafft. Von dort wollte er nach Rom sich wenden, um zu Hause erzählen zu können, wie er dem Papste den heiligen Pantoffel geküßt, und wählte den Weg durch die Schweiz, diesem, in jener Zeit bei weitem nicht so wie in unsern Tagen, bereiseten und beschriebenen Lande. Die malerische Schönheit der Felsen, Gletscher und Seen entzückte ihn, und verleitete ihn zu manchen Abschweifungen von dem geraden Wege nach Italien, den zu verfolgen ohnehin keine Verbindlichkeit ihn zwang, und so war er denn auf seinen Kreuz- und Querzügen an den schönen Brienzer-See gekommen, hatte an einem sonnenhellen Frühlingsmorgen, an den Ufern desselben, auf weiches Moos sich gelagert, von überhängendem Gebüsche gegen die Sonne geschützt, und sah fast gedankenlos den mit weißen Perlen umsäumten kleinen Wellen, des vom hohen Felsen hinabstürzenden Giesbaches zu, wie sie scheltend und brausend dem ruhigen See zueilten.

Zufällig hob er die Augen höher, und es fehlte nicht viel, so wäre er über einen Anblick, wie er in dieser abgeschiedenen Einsamkeit ihn nimmermehr erwartet hätte, selbst in den See gefallen. Am andern Ufer des Giesbaches, mehrere Fuß über ihm, ruhte, in halb sizender halb liegender Stellung, auf einem moosbedeckten Felsenstück, die schönste weibliche Gestalt, die er jemals, selbst in seinem an schönen Frauen so reichen Vaterlande, nicht gesehen zu haben meinte. Ein leichtes, weißes Morgenkleid umfloß die lieblichen Formen, reiche blonde Locken, von der damaligen entstellenden Kunst des Haarkräuslers noch ungefesselt, umspielten das anmuthige Gesicht. Die großen blauen Augen blickten mit dem sanften Ausdruck heimlicher, unbestimmter Sehnsucht, fast träumerisch in das brausend dahin strömende klare Gewässer zu ihren Füssen. Die eine Hand stüzte das im vollsten Jugendglanz blühende Köpfchen, die andere spielte nachlässig mit einem frischgebrochenen Rosenzweig, und warf ihn zulezt in den Bach.

Im lustigsten Wellentanz hüpfte der Zweig über Felsstücke und Kiesel, von einer Seite zur andern

geworfen, die rasche Bahn hinab, dem See zu. Casimir sah die reizende Unbekannte sich über den Felsen, auf welchem ihr Arm ruhte, überbeugen, um dem raschen Hinabgleiten des Rosenzweiges nachzusehen. Ihr Blick traf auf das dunkel glühende Augenpaar, das unter dem dichtbelaubten Gebüsch am jenseitigen Ufer sie belauschte, sie sah eine Hand aus demselben sich ausstrecken und die Rosen auffangen, und sprang erschrocken von ihrem Sitze auf.

Um sie wenigstens durch seinen vollen Anblick zu beruhigen, denn dieses in Worten zu versuchen erlaubte das Tosen des Wasserfalles nicht, trat der junge Pole aus seinem Verstecke jetzt hervor. Mit ächt polnischer Galanterie beugte er vor der schönen Erscheinung ein Knie, hob die Rose hoch über seinem Haupte empor, drückte sie an seine Lippen, barg sie im Busen, und zog mit ehrfurchtsvollem Neigen sich wieder in das ihn verhüllende Laubgewölbe zurück.

Ein sehr junger Mann eilte jetzt von der andern Seite über Felsenstücke und Kiesel-Gerülle auf die Dame zu, wahrscheinlich ihr Bruder, denn nach der überaus zarten und schlanken Gestalt, und

dem äußerst jugendlichen Gesichte zu urtheilen, schien er kaum über die ersten Jünglingsjahre hinaus zu seyn. Er umfaßte sie vertraulich, um sie den etwas steilen Pfad hinauf zu führen, sie sprach lebhaft zu ihm, sie schien das kleine Abentheuer, das sie eben erlebt, ihm zu erzählen, beide lachten recht herzlich. Eine Wendung des Fußpfades, brachte das schöne Paar dem noch immer lauschenden Kasimir etwas näher; er konnte nicht umhin, den zierlichen Wuchs, die seltene Eleganz und Lebhaftigkeit der Bewegungen des Jünglings zu bewundern. Ein eignes Gemisch von hoher Leidenschaftlichkeit, ungetrübter Seelenreinheit, und fast verachtender Ironie drückte in dem stolzen Feuerblick der großen dunkeln Augen, dem feinen ernsten, an die Antike erinnernden Munde sich aus.

Gewiß sind es Geschwister, dachte Casimir, und doch! das reiche blonde Haar, der durchsichtig weiße Teint des schönen Mädchens, bezeichnen deutlich die Nordländerin; er aber, mit den nächtlichdunkeln Locken, mit dem schwarzen Flammenauge, mit den augenscheinlich von einer wärmeren Sonne gebräunten Zügen, kann nur ein Südländer, vielleicht ein Eingeborner Spaniens oder Italiens seyn.

Casimir suchte, indem er nach dem Gasthofe in Brienz sich begab, die seltsame Erscheinung des schönen jungen Paares sich auf alle Weise zu deuten; für ein Ehepaar wollte er es durchaus nicht gelten lassen, und doch war es eins, Herr und Madame Williams, wie er unten im Dorfe von der Dienerschaft desselben erfuhr, die das Mittagsessen bestellt hatte, und jetzt die Ankunft ihrer Herrschaft erwartete.

Auf Reisen, besonders aber in der Schweiz, werden Reisende sehr leicht mit einander bekannt, das Mittagsmahl wurde gemeinschaftlich eingenommen, Herr Williams erzählte, wie er und seine Gemahlin willens wären die Welt noch einige Jahre zu durchstreifen, um das schöne Jugendleben in vollkommener Freiheit zu genießen. Der junge liebenswürdige Pole schien beiden ein recht willkommener Zuwachs ihrer kleinen Gesellschaft zu seyn, und dieser, der ebenfalls nur von seinem eigenen Wollen abhing, kam sehr bald zu dem Entschluß, den heiligen Vater sammt dessen Pantoffeln einstweilen aufzugeben, die schöne Frau für jetzt nach Bern zu begleiten, und vielleicht spä-

terhin in ihrer und ihres Gatten Gesellschaft, Italien zu bereisen.

Alles, was dieses Paar umgab, deutete auf jene Unabhängigkeit, welche nur Reichthum gewähren kann, aber beide benutzten diese Begünstigung des Geschicks mit feinem Sinn und edler Mäßigung, ohne jemals in Prahlerei oder Verschwendung zu verfallen. Die seltene Bildung ihres Geistes, der feine Takt, mit welchem sie in geselligen Verhältnissen sich zu benehmen wußten, machte den Umgang mit ihnen eben so leicht als angenehm, und Casimir hatte noch nie sich so wohl befunden, als in dieser Gesellschaft.

Anfänglich trieb ihn nur die ihm angeborne, schevalereske Galanterie seines Volkes, sich ganz dem Dienst seiner schönen Reisegefährtin zu weihen, bald aber ging sein Gefühl für sie in Liebe über, die bis zur glühendsten Leidenschaft sich steigerte, als er bemerkte, daß der Gegenstand aller seiner Wünsche, durch die zuweilen nicht zu unterdrückenden Ausbrüche derselben, sich keineswegs beleidigt fühlte.

Die junge Frau liebte ihren Gatten, das ging bei jeder Gelegenheit aus ihrem Betragen gegen

denselben deutlich hervor, aber sie behandelte ihn als einen Freund, kam ihm nie mit zärtlicher Hingebung entgegen, und schien keines eigentlichen Pflichtgefühls gegen ihn sich bewußt. Unbefleckte Seelenreinheit, zur festen Gewohnheit gewordene Sittsamkeit bezeichnete ihr ganzes Betragen, sprach aus ihren Augen, wie aus ihren Worten, aber in diesen Augen war nicht nur der unschuldige Wunsch, zu gefallen, zu lesen, den jede junge, von der Natur nicht ganz verwahrloste Frau empfindet, sondern auch den, geliebt zu werden, innig, feurig, mit glühender Leidenschaft, selbst bis zum Ueberschreiten aller Rücksichten.

Williams war gegen seine Frau die Nachsicht und Freundlichkeit selbst: er sah gelassen ihr Verhältniß zu dem jungen Polen sich immer ernster gestalten, sah ihrem zuvorkommenden Betragen gegen ihn mit zufriedener Nachgiebigkeit zu, ohne eine Spur von Eifersucht zu zeigen, und ohne es bemerken zu wollen. Während sie in Bern verweilten, ging er gewöhnlich ganz allein aus, und überließ seinem Reisegefährten, für die Unterhaltung der lebhaften jungen Frau zu sorgen, sie bei Spaziergängen und Lustpartieen zu begleiten, deren

es, besonders damals, in der streng republikanischen, an höchste Einfachheit gewöhnten Stadt Bern, freilich nicht viele gab.

Williams liebster, fast einziger Umgang in Bern, war ein alter Maler aus Antwerpen, ein früher sehr berühmter Meister, von welchem er auch sein und seiner Gattin Portrait malen ließ. Der alte Maler besaß, neben seiner Kunst, auch noch andere bedeutende Kenntnisse, besonders im Fache der Kunstgeschichte, für welche auch Williams sich lebhaft interessirte. Aus einem ausübenden Künstler war er jetzt mehr ein Sammler geworden, hauptsächlich alter Gemälde und mit Miniaturgemälden geschmückter Manuscripte, mit denen er eine Art Tauschhandel trieb. Seit mehreren Wochen hielt er in Bern sich auf, um dort die Ankunft eines deutschen Kunstfreundes zu erwarten, für den er bedeutende Ankäufe gemacht hatte. Williams sah die Gemälde: eines davon erregte in ihm den Wunsch, es zu besitzen, aber der Alte weigerte sich, ohne Zustimmung dessen, für den er es eigentlich gekauft hatte, es ihm zu überlassen; und Williams, dessen Lust zu dem Besitz des seltenen, mit Recht hochgehaltenen Gemäldes,

durch die Schwierigkeit, zu demselben zu gelangen, noch gesteigert wurde, beschloß bis zur Ankunft des erwarteten Kunstliebhabers, ebenfalls in Bern zu verweilen.

Walther, so hieß derselbe, traf zur bestimmten Zeit in Bern ein, und er sowohl als Williams, fühlten, gleich beim ersten Anblick, sich wunderbar und gegenseitig zu einander gezogen, obgleich jeder von ihnen im ausgesprochensten Contrast zu dem andern stand. Walther war ein anspruchsloser durchaus einfacher Mann, von etwa dreißig Jahren. Schlichtes blondes Haar umgab ein etwas blasses Gesicht, mit dem man erst genauer bekannt werden mußte, um es eben so interessant als regelmäßig schön zu finden. Sein möglichst einfaches Betragen war durchaus anständig, ohne auf Eleganz Anspruch zu machen, er war meistens still, ernst, vorsichtig und gehalten in seinen Aeußerungen. Selten wurde er warm, immer nur bei Gegenständen von höherem Gehalt, als die gewöhnliche Conversation sie zu bieten pflegt, aber diese Ausbrüche des schönsten jugendlichen Enthusiasmus, der seine Brust erfüllte, und dem er in solchen Momenten sich

ohne Rückhalt überließ, erschienen auch alsdann um so interessanter und hinreißender.

Naturwissenschaft war das Fach, dem er mit ganzer Seele sich ergeben, und das er zur Hauptbeschäftigung seines Lebens sich erwählt hatte. Von äußern Verhältnissen begünstigt, die des Suchens einer Anstellung ihn überhoben, lebte er von keinen fremden Banden gefesselt, sich selbst und seiner Wissenschaft, in Berlin, wo damals, unter der Regierung Friedrichs des Großen, der deutsche Gelehrte freilich ganz unbeachtet, aber doch in völliger Geistesfreiheit, seinem eignen Streben überlassen blieb. Walther sprach selten von sich selbst und seinen persönlichen Verhältnissen, ohne deßhalb den Geheimnißvollen zu spielen. Er mochte von seinem früheren Leben wenig zu erzählen haben, denn aus allem ging hervor, daß ein besonders günstiges Geschick ihn mit den Stürmen verschont habe, die es bei Andern begleiten. Williams erfuhr nach und nach nur so viel von ihm, daß sein Vater ein wohlhabender Gutsbesitzer, daß seine Mutter vor Kurzem gestorben, und seine einzige, geliebte Schwester seitdem verheirathet sey. Diese Schwester, welche von der Mutter,

einer ehemals ausgezeichneten Dillettantin in der Malerei, die Liebe zur Kunst ererbt hatte, war mit ihrem Manne in ein fernes, nordisches Land gezogen, und Walther sammelte alle diese Gemälde für sie, um sie ihr bei einem Besuche, den er ihr zudachte, zum Trost ihrer Einsamkeit zu überbringen.

Williams und Walther wurden bald unzertrennlich. Die natürliche Folge hiervon war, daß letzterer auch in das häusliche Leben seines neuen Freundes eingeführt wurde, und das seltsame Verhältniß Casimirs zu der Gattin desselben bemerken mußte, deren blendende Schönheit ihn beim ersten Anblick mit unsäglicher Bewunderung erfüllt hatte.

Selbst dem unbefangensten Zuschauer, konnte Casimirs glühende Leidenschaft kein Geheimniß mehr bleiben; sie flammte hell in seinen Augen auf, sobald er den Blicken der Geliebten begegnete. Die nach Art seiner Landsleute, an Sklaverei gränzende Aufmerksamkeit, mit der er jede Bewegung, jede Miene der schönen Frau bewachte, um jedem ihrer kaum gedachten kleinen Wünsche zuvorzukommen; die scheue Sorgsamkeit, mit der er in ihre Nähe zu gelangen suchte, sein Erröthen

und wieder eben so schnelles Erbleichen, wenn ihre Hand im Gespräch ihn zufällig berührte; alles an ihm sprach die Art seiner Empfindung für sie nur zu deutlich aus.

Daß seine Huldigungen, statt Zorn zu erregen, beifällig aufgenommen wurden, war eben so leicht zu bemerken, nur Williams allein, schien von Allem, was um ihn her vorging, nichts zu hören noch zu sehen, und blieb in dieser Hinsicht seinem Freunde ein unauflößliches Räthsel. Walthers zartes Gefühl für Ehre, Sitte und Tugend, empörte sich oft gegen Williams unerklärliche Duldsamkeit, die er innerlich zürnend, unmännlich nannte. Mit forschendem Ernst ruhte sein Blick dann auf dem immer dreister werdenden Polen, und wandte sich fragend dem Freunde zu, der ihm immer theurer ward, obgleich er in diesem Punkte seine Unzufriedenheit mit ihm, sich selbst nicht mehr zu verhehlen vermochte. Aber sein stummes Fragen blieb unbeantwortet, und es in Worten zu fassen, dazu war er seinem feinen Gefühle nach, nicht berechtiget.

In Williams Betragen, sowohl gegen dessen Frau, als gegen Walther selbst, schien ohnehin

etwas Geheimnißvolles zu liegen, das auf letztern oft eben so anziehend als abstoßend wirkte. Es gab Stunden, in denen Williams gegen seinen Freund sich so hingebend, so vertrauensvoll bezeigte, als wären sie, von ihrer frühsten Jugend an, innigst verbunden gewesen; dann kamen wieder andere, in denen er sich fremd von ihm abwandte, und oft konnte er Tage lang jedem vertrauten Gespräche fast ängstlich aus dem Wege gehen, das vielleicht zu einer gegenseitigen Erklärung hätte führen können.

Auf diese Weise vergingen mehrere Wochen. Der niederländische Maler war längst wieder abgereist; der durch keine sichtbare Veranlassung zu erklärende lange Aufenthalt der vier räthselhaften Fremden, die Niemand eigentlich kannte, fing schon an, den Einwohnern von Bern aufzufallen, als Williams eines Tages seinem Freunde erklärte, daß er Willens sey, in wenigen Tagen mit seiner Frau nach Warschau zu reisen. Bleich vor Schrekken sah Walther ihm starr in's Gesicht, ohne ihm eine Silbe erwiedern zu können.

Gerade in diesen Tagen mußte zwischen der schönen Frau und dem jungen Polen eine Erklä-

rung statt gefunden haben; beide schienen mehr als jemals die ganze Welt, alles was sie umgab, zu vergessen. Casimir war ganz in Liebe aufgelöst, der Schleier, der das Geheimniß der Liebenden decken sollte, war so ätherisch dünn geworden, daß selbst ein Kind ihn hätte durchschauen müssen, und in diesem Augenblick eben, wollte Williams seine junge, unerfahrne Frau in das Vaterland, vielleicht sogar in das Haus des verführerischen Mannes führen, um welchen sie augenscheinlich in Gefahr stand, Pflicht, Ehre, Treue und das ganze Glück ihres Lebens zu vergessen und zu zerstören.

„Gehst du allein mit deiner Frau nach Warschau? oder in Begleitung?“ fragte Walther endlich seinen Freund, der mißmuthig und stumm im Zimmer auf und ab lief, und trat, ihm sehr ernst in's Gesicht blickend, dicht vor ihn hin. „Casimir wird uns in seine Vaterstadt einführen,“ erwiederte dieser etwas kleinlaut und verlegen. Walther schwieg, nahm bald darauf seinen Hut und ging sichtlich verstimmt.

Beinahe gegen Williams Erwartung, stellte er aber doch am folgenden Tage, zur gewohnten

Stunde, sich wieder bei ihm ein. Eine Wolke des Mißmuths schwebte zwar noch auf Walthers sonst immer heiterer Stirn; aber er schien doch ruhiger und weniger verstimmt zu seyn, als er es am vorigen Abend gewesen. Williams war damit beschäftigt, seine Papiere für die nächstens anzutretende Reise zu ordnen und einzupacken, Walther bot seine Hülfe dabei ihm an: „Hier liegt noch ein Document in der Ecke, und den darauf befindlichen Siegeln nach ein wichtiges,“ sprach er, indem er es ihm hinreichte. „Ach! mein Heirathscontract!“ rief Williams nachlässig, und gab es mit einem seltsamen Lächeln seinem Freunde wieder, der sich damit in eine Ecke setzte, und es eifrig durchlas.

„Also doch! doch wirklich seine ihm angetraute Frau!“ seufzte er unhörbar leise, und gab es wieder zurück.

In der Frühe des folgenden Tages erhielt Williams von seinem Freunde ein Billet. Zum erstenmal schien etwas Unklares in diese sonst so heiter gestimmte Natur gekommen zu seyn. Der Inhalt des Schreibens war verworren ausgedrückt, und dadurch fast unverständlich geworden, nur

daß es einen Abschied enthielt, glaubte Williams zu errathen, und eilte in hoher Aufregung nach Walthers Wohnung. Er fand ihn schon vor dem Hause, im Begriff, in den Wagen zu steigen. Walther sah sehr bleich und angegriffen aus, sein ganzes Wesen hatte etwas Verwirrendes, Fremdartiges angenommen, er sprach unaufgefordert von sich selbst, was ihm sonst niemals widerfuhr; er gestand, daß diese Abreise ihm schmerzlich sey, und suchte zugleich, mit kaltem, mißlingendem Witz, sich über seinen eigenen Schmerz zu verhöhnen; er sprach von Selbsttäuschung, dann wieder von der physischen und psychischen Natur des Menschen, ein buntes, wunderliches Durcheinander. Dabei hielt er Williams Hand fest, betrachtete sie lange sehr aufmerksam, und ließ sie dann plötzlich, beinahe wegwerfend, wieder los, während sein Gesicht einen fast verachtenden Ausdruck gewann.

Williams bemühte sich indessen, die leidenschaftliche Bewegung seines Gemüthes zu verhehlen; er wußte sich kaum zu fassen; beide schienen einander durchaus nicht mehr zu verstehen. Williams gab Walthern eine Adresse, mit der dringenden Bitte, ihm nach sechs Monaten zu schrei-

ben, und den Brief nach dem auf der Karte genannten Orte an ihn abzuschicken; Walther murmelte einige unverständliche Worte, und steckte das Blatt unbesehen ein. Indem er in den Wagen sprang, sprach er etwas, das wie ein Scherz über die Gefahr, der Gatte einer schönen Frau zu seyn, klingen sollte, eigentlich aber eine, jedoch keineswegs beleidigend ausgedrückte Warnung enthielt. Dergleichen versteckte Andeutungen lagen aber so wenig in Walthers Art, daß er selbst, indem er sie aussprach, darüber in Verlegenheit gerieth, und dem Postillion zurief, nur schnell zuzufahren. Beide Freunde waren getrennt, und Williams schlich in Schwermuth versunken seiner Wohnung zu.

Die Reise nach Polen wurde bald darauf angetreten, und wurde auf Casimirs Bitte mit grosser Eile, fast ohne Aufenthalt unterwegs, fortgesetzt, denn er wünschte, noch während der guten Jahreszeit in seinem Lande anzulangen, in welchem damals weder durch Verbesserung der Landstraßen, noch auf andere Weise für die Bequemlichkeit der Reisenden gesorgt war, und wo

der früh eintretende mit verdoppelter Strenge herrschende Winter sich weit unwirthlicher bezeigt, als in andern besser cultivirten Ländern. Casimir fuhr allein in seinem eigenen Wagen, von einem schwer beladenen Packwagen gefolgt, und mußte unterwegs von seinen Reisegefährten manchen Spott über das große Volumen seines Toilettenkastens erleiden, der eines eigenen Lastwagens zum Transport bedürfe. Er aber nahm das Alles ganz gelassen hin, ohne sich über den Inhalt der Kisten und Kasten, welche er mit sich führte, weiter auslassen zu wollen.

Die polnische Gränze war endlich erreicht. Den ganzen Tag hindurch fuhren sie unter Casimirs Leitung, auf furchtbaren Wegen, durch ein fruchtbares aber ödes, fast unbewohnt scheinendes Land, und kamen nur selten an ein Häuflein schwarz beräucherter, mit Einsturz drohender Hütten vorüber, denen man die Ehre erzeigte, es ein Dorf zu nennen. Mit einbrechender Dämmerung hielten die Wagen vor einem Hause, das zwar noch immer düster und abschreckend genug, aber doch einer menschlichen Wohnung einigermaßen ähnlich sah. Es war ein sogenannter Judenkrug, in wel-

chem sie auf Casimirs Anordnung ihr Nachtquartier aufschlagen sollten.

Die junge verwöhnte Frau fuhr erschrocken zurück, als sie, von ihrem Manne geleitet, in die niedrige, stallähnliche Stube trat, aus welcher beim Oeffnen der Thüre, ihr die widrigsten Gerüche entgegen qualmten; noch heftiger erschrack sie, als der Wirth des Hauses, ein polnischer, spitzbärtiger, mit einem schmutzigen, schwarzen Talar bekleideter Jude, sich vor ihr in den Staub warf, um unter lautem, unverständlichem Geschrei den Saum ihres Kleides zu küssen, und die ganze sehr zahlreiche Familie desselben, seinem Beispiel folgte. Aengstlich sah sie nach Williams sich um, ihr Blick fiel auf ein graues, im Zugwind sich bewegendes, florartiges Gewebe, das gleich einer Tapete die Wände von oben bis unten bekleidete. Sie betrachtete es näher, die seltsame Tapete war die durch Staub, Rauch und zahllose große Motten verdichtete Arbeit vieler tausend, wahrscheinlich seit Erbauung des Hauses hier in ungestörter Ruhe wohnender Spinnen.

Solch eine Entdeckung war mehr, als sie ertragen konnte; schnell wie ein dem Käfig entschlüpf-

ender Vogel, eilte Frau Williams, ohne sich noch einmal umzusehen, zum Zimmer, zum Hause hinaus, ihrem Wagen zu, an welchem Casimir, sie erwartend, schon stand. „So räche ich Ihre Spötteleien über meinen großen Toilettenkasten, dessen Nützlichkeit Ihnen gleich einleuchten soll," sprach er lachend, indem er ihr wieder in den Wagen einsteigen half; „und nun schöne Freundin, bleiben Sie nur ein halbes Stündchen ruhig," setzte er hinzu, „mein der Landesart kundiger Kammerdiener bleibt bei Ihnen zu Ihrem Schutz; sobald alles zu Ihrem Empfange bereit ist, komme ich, Sie abzuholen."

Sie sah ihn, gefolgt von mehreren Dienern, die seine Ankunft an diesem Orte erwartet zu haben schienen, davon eilen und verschwinden. Nach einer kleinen Stunde erschien er wieder, um sie einem ganz aus Holz erbauten Gebäude zuzuführen, das dem Ansehen nach, nichts mehr und nichts weniger als eine große Scheune seyn konnte; sie trat hinein, und glaubte ein kleines Feenschloß zu sehen.

Mitten in dem weiten, mit Wachskerzen erleuchteten Raum dieser Scheune, war ein geräu-

miges, elegant decorirtes Zelt aufgeschlagen, aus welchem der Duft der feinsten, auf silbernen Kassoletten brennenden Aroma des Orients ihr entgegen kam. Ein mit leichten seidenen Vorhängen versehenes zierliches Feldbette, nahm den Hintergrund des Zeltes ein, ein türkischer Teppich deckte den Fußboden, eine wohlversehene Toilette nebst Spiegel, drei bequeme Feldstühle und ein ähnlicher Tisch, vollendeten das Ameublement. Die junge Frau war wie bezaubert.

„Jetzt sehen Sie den Inhalt meines armen verspotteten Toilettenkästchens,“ sprach Casimir lächelnd; „ich kannte mein Vaterland, und die Art, wie es Damen allein möglich gemacht werden kann, eine Reise durch dasselbe leidlich zu ertragen.“

Ein leichtes, aber eben so gut zubereitetes als elegant aufgetragenes Abendessen, für welches die Dienerschaft des jungen Polen indessen gesorgt hatte, vollendeten den Zauber dieses Abends, und vermehrte das Erstaunen seiner Gäste.

Die Reise wurde noch einige Tage auf die nämliche Weise fortgesetzt. Casimir blieb im Dienste der Geliebten unermüdlich; kein rauhes Lüftchen durfte sie anwehen, er war ganz Auge, ganz

Ohr in der Sorge für sie. Diese Sorge machte sichtbar das Glück seines Lebens aus, und der Gegenstand derselben schien ihm durch sie immer theurer zu werden. Immer heller glühte die ihn jetzt ganz beherrschende Flamme der Leidenschaft auf, sie durchbrach alle Schranken; nur Williams allein schien noch immer, mit unerklärlicher Kaltblütigkeit, sie nicht bemerken zu wollen; es war, als ob er in diesem einzigen Falle wie mit Blindheit geschlagen wäre. Tiefsinnend, in Gedanken verloren, die nicht immer die angenehmsten seyn mochten, träumte er die Stunden hin, während Casimir und seine Frau, sich ungestört ihren Gefühlen überließen.

Die Reisenden mochten noch ungefähr eine gute Tagreise von Warschau entfernt seyn, als sie vor dem großen prächtigen Landsitz der Starostin Sabielsky, Casimirs Tante anlangten, wo sie, in Folge eines diesem geleisteten Versprechens, einige Tage ausruhen sollten, bevor sie in die Residenz einzogen. Das palastartige Gebäude lag in einer weiten, von undurchdringlich scheinenden Wäldern rings umgebenen Ebene, sehr große, mit Sinn und Geschmack angelegte, aber nicht sorg-

sam gepflegte Gartenanlagen, zogen von allen Seiten sich um dasselbe her. Je näher sie dem Schlosse kamen, je imposanter erschien es. In architectonischer Hinsicht paßte zwar kein Theil desselben zu dem andern, allen sah man es an, daß sie zu sehr verschiedenen Zeiten, in von einander völlig abweichendem Styl, erbaut worden waren; der ältere Theil der Gebäude, schien sich sogar hin und wieder dem Verfall mächtig zuzuneigen, und doch hatte das Ganze ein großes, wahrhaft fürstliches Ansehen.

Im Vorhofe wimmelte ein seltsames, Jahrmarktartiges Gewühl von Pferden und Wagen, eleganten Reitern und schön geschmückten Reiterinnen, von polnischen Juden, großen Jagdhunden, von Bedienten in reichen Livreen, und allerlei zigeunerhaftem, in bettelhafte Lumpen gehülltem Gesindel. Vor dem Portale des Schlosses hielten einige große mit Betten, Möbeln und Koffer beladene Packwagen, deren Ladung eben in das Schloß hineingetragen wurde, kaum daß die Wagen unserer Reisenden sich durch dieses bunte Gewimmel Bahn machen konnten.

„Meine Tante hat Gesellschaft, wie immer auf

dem Lande,“ sprach Casimir, indem er seine halb erschrockene Freundin in die große hochgewölbte Eintrittshalle des Schlosses führte. Hier sah es fast noch bunter aus, als draußen auf dem Hofe. Ein Schwarm größtentheils betrunkener Bedienten in Livreen von allen Farben, dazwischen zwergartige, groteske Gestalten in buntbarocker abentheuerlicher Kleidung, riesengroße Heiducken, Laufer mit hohen Federbüschen in ihrem seiltänzerartigen Costüm, in Feuerfarbe prangende Mohren mit langen Perlengehängen in den Ohren, trieb in derselben ungehindert ihr Wesen; niedliche Zofen trippelten geschäftig hin und her, jeder that, was ihm eben beliebte. Einige lagen schnarchend auf dem schmutzigen Fußboden, eingewickelt in die kostbaren Mäntel ihrer Gebieter, andere würfelten, andere tanzten nach dem Klange einer verstimmten Violine und eines Dudelsacks, keiner von allen beachtete die Fremden in dem lauten, allgemeinen Wirrwarr. Ein französischer Kammerdiener, den Casimir bei seinem Namen herbeirief, hatte endlich die Gefälligkeit, die Angekommenen zu der Starostin zu führen.

Hinauf ging es nun eine prachtvolle mit ver-

goldeten Geländern verzierte Marmortreppe, die aber seit Jahren weder Besen noch Bürste berührt hatte, durch ein Paar ebenfalls mit einem müßigen Bedienten-Schwarm angefüllte Vorzimmer. In einem derselben wurde, in kostbaren Vasen und Tellern vom feinsten Procellain, das Dessert für die herrschaftliche Tafel geordnet. Die seltensten Früchte, Confituren und Blumen standen in langer simetrisch geordneter Reihe, auf dem seit Jahren nicht gescheuerten, mit handhohem Staube bedeckten Fußboden.

Die Bedienten liefen mit ihren Stiefeln dazwischen hin und her, sprangen auch wohl gelegentlich darüber hinweg; in einer Ecke wischten ein Paar himmellange Heiducken die silbernen Teller mit ihren eigenen, oft und viel gebrauchten Schnupftüchern ab; Madame Williams wußte nicht mehr, ob sie wache oder träume. In der langen Reihe von Zimmern, durch die sie jetzt geführt wurde, fiel ihrem an Ordnung gewöhnten Auge, das wunderliche Gemisch von Alt und Neu besonders auf. Neben mit zerrissenem Goldbrokat überzogenen Lehnstühlen aus dem vorigen Jahrhundert, glänzten die eleganteſten Möbeln im

neuesten Pariser Geschmack; übrigens ging es, mit wenigen Abänderungen, in diesen Prunksälen fast eben so her, als unten in der Bedientenhalle. Alte, junge, mitunter auch geistliche Herren, jubelten in den Ecken der Zimmer überlaut beim brausenden Champagner, eine andere ähnliche Gesellschaft, saß an einem großen mit Goldhaufen beladenen Tisch beim Pharaospiel, in allen Zimmern wurde getanzt, gelacht, gesungen, Musik gemacht, jeder that, was ihm zu thun eben gelegen war.

Madame Williams hätte am Ende über all' den Wirrwarr, in welchen sie ganz unvermuthet hineingerathen war, gewiß alle Besinnung verloren; zum Glück aber war sie endlich am Ziele, und ihr Fuß betrat den reichen türkischen Teppich des mit gelbem Atlas tapezirten Cabinets der Gebieterin dieses wunderlichen Schlosses, in welchem die karmoisinrothen, dicht zugezogenen Fenstervorhänge ein wunderbares, dem Auge schmeichelndes Dämmerlicht verbreiteten.

Hier, auf einer Bergère nach der damaligen neuesten Mode, lang ausgestreckt, lag die Starostin, eine große starke Frau mit hochrothgeschmink-

ten Wangen, und rings um sie her saßen noch fünf oder sechs Damen; alle waren, wie sie selbst auch, über die Jahre der Jugend, sogar über die sogenannten besten, längst hinaus, aber so jugendlich gekleidet, als ständen sie eben noch im Beginn ihres Frühlings.

Die Starostin erhob sich beim Eintritt der Fremden, und ging ihnen, unerachtet ihrer kolossalen, etwas unbeholfenen Figur, mit vieler Grazie entgegen, um die längst Erwarteten zu begrüßen. Mit ihren beiden starken, aber blüthenweißen und sammetweichen Armen, umfaßte sie Madame Williams, bog über die wohl um einen Kopf kleinere Frau sich hinweg, und küßte sie auf den Nacken; dann stellte sie ihren Freundinnen sie vor, auch diese erhoben sich, und kamen, Eine nach der Andern, um die junge Frau auf die nämliche Art zu umarmen, die ganz verlegen dastand, und kaum wußte, wie ihr geschehen. Erst später merkte sie, daß diese Embrassaden, selbst unter Männern, die gewöhnliche Begrüßungsformel sey.

Allmählig ordnete sich Alles wieder, einige junge Männer, Casimir's Freunde, kamen hinzu,

die Conversation zwischen diesen und den Damen, wurde in französischer Sprache mit so großer Geläufigkeit, so geistreich, lebendig und angenehm geführt, daß Madame Williams zu Muthe wurde, als wäre sie plötzlich nach Paris, in eine der dortigen elegantesten Societäten vom besten Ton versetzt worden; sie begann hier, mitten unter den Sarmaten, sich völlig einheimisch zu fühlen. Casimir fuhr fort ihr zu dienen, auf jedem Schritte ihr zu folgen, ohne daß dieses Jemanden aufgefallen wäre; denn in dem ganzen Cirkel befand sich keine einzige Dame, die in ihrem Gefolge nicht wenigstens einen solchen Cavaliere servente mit sich geführt hätte.

Bei etwas mehr Ruhe, würde Madame Williams sich hier sehr wohl befunden haben, doch alles um sie her blieb in ewiger, rastloser Bewegung. Die Anzahl der im Schlosse versammelten Gäste nur einigermaßen zu bestimmen, blieb ihr unmöglich, so viel Mühe sie sich auch anfangs deßhalb gab. Alle Augenblicke erschienen neue Gesichter, früher Dagewesene verschwanden, Niemand, selbst nicht die Starostin, achtete darauf. Man kam, man ging, wie und wann man wollte, ge-

tanzt wurde vom Morgen bis in die Nacht, gegessen, getrunken, gespielt, geliebelt ebenfalls, überall, in allen Zimmern.

Was Madame Williams, unerachtet der Größe des Schlosses, am wenigsten begreifen konnte, war die Möglichkeit, eine solche Anzahl Gäste nebst ihrem zahlreichen Gefolge auch nur leidlich für die Nacht unterzubringen. Casimir hatte mit gewohnter Aufmerksamkeit, für sie und ihren Gemahl, Sorge getragen. Ein Pavillon im Park, eigentlich ein mehrere Zimmer enthaltendes, kleines, elegant eingerichtetes Haus, in welchem sie mit ihrer Dienerschaft sich ganz bequem nach eigener Wahl einrichten konnten, war ihnen, fern von der im Schlosse herrschenden Unruhe, zur Wohnung eingeräumt worden. Aber was wurde nun aus der übrigen Gesellschaft?

Als sie einst, einige Stunden später als gewöhnlich, die Gesellschaft verließ, löste, auf dem Wege zu ihrer abgesonderten Wohnung, sich ihr dieses Räthsel auf eine Weise, die ihr auch nicht im Traume eingefallen wäre; sie sah in den von der Gesellschaft eben verlassenen Tanz- und Speisesälen lange Reihen kleiner, eisener, mit seidenen

Vorhängen versehener Feldbetten aufstellen, ganz ähnlich dem, in welchem sie auf Casimirs Veranstaltung unterwegs geruht hatte. Den ältesten und vornehmsten Damen waren freilich besondere Zimmer angewiesen worden, die übrige größere Anzahl derselben, richtete mit ihrem eigenen mitgebrachten Mobiliar sich gesellig hier ein. Die Gesellschaftsfräulein aber, welche in großer Anzahl vorhanden waren, suchten in den übrigen Zimmern auf Canapeen, Bergèren und Stühlen, im Fall der Noth auch auf dem Fußteppich, sich ein Ruheplätzchen. Die Männer brachten in Remisen und Scheunen, auch wohl in den Billiardzimmern, überall, wo sie Raum fanden, sich unter, und am folgenden Morgen war alle Welt wieder frisch, lebenslustig, geistreich, elegant geputzt, wie am vorigen Tage. „Wie ist das in aller Welt möglich!“ rief Madame Williams.

„Sie werden in unserm Lande bei allen Villegiaturen unsers Adels die nämliche Einrichtung finden,“ erwiederte Casimir lächelnd, der ihr den Arm gegeben, um sie nach Hause zu führen. „Wir haschen die Freude, wo sie sich antreffen läßt, oft freilich nur, um unser eigenes herbes Leid darüber

zu vergessen. Wir kennen die Kürze des Lebens, und mögen durch häusliche Sorgen und Einrichtungen es uns nicht mehr noch verkürzen."

Indem er im Gehen so sprach, gab er einem quer über die Stufen der Treppe gelagerten schnarchenden Heiducken, einen derben Fußstoß, der Mensch kehrte sich brummend auf die andere Seite, ohne zu erwachen, und Madame Williams mußte mit Casimirs Hülfe über ihn wegsteigen. Gänge, Treppen und Vorsäle wimmelten von ähnlichen Schläfern, die an dem Platze, wo das Bedürfniß des Schlafes sie überfiel, sich ohne weitere Umstände zur Ruhe begeben hatten.

„Sie sind es nicht anders gewohnt, und haben auch, seit sie leben, es nie anders gehabt," sprach Casimir ganz gelassen.

Die Unordnung, das ewige Geräusch, der unerträgliche Schmutz, und alle übrigen Unannehmlichkeiten eines solchen verwirrten Haushalts, konnten der an eine ganz verschiedene Lebensweise gewöhnten Frau freilich nicht gefallen; indessen fühlte sie sich doch unterhalten, auch wohl durch

den Reiz der Neuheit angezogen; weit anders aber stand es um Williams selbst.

Mit diesem war, seit er das Schloß der Starostin Sabielsky betreten, eine unerklärliche Veränderung vorgegangen, die ihn seiner Frau, und seinem bisher von ihm so nachsichtig behandelten Reisegefährten, ganz unkenntlich machte. Er zeigte sich mürrisch, heftig, eifersüchtig, mitunter sogar unartig, sowohl gegen seine Frau, als gegen Casimir. Sichtlich betrübt ging Madame Williams still neben ihm her. „Er ist krank,“ flüsterte sie ihrem Freunde zu, der mit leidenschaftlichen Fragen in sie drang: „nur auf diese Weise läßt die völlige Umwandlung dieses sonst so heitern milden Wesens sich erklären. Ach und wenn er sterben, hier sterben sollte, in diesem fremden Lande!“ seufzte sie mit dem Ausdruck unsäglicher Angst, und verhüllte schmerzlich weinend ihr Gesicht.

Sehr bald ward offenbar, wie wenig sie in ihren Vermuthungen sich geirrt. Kaum waren sie acht Tage in diesem Schlosse gewesen, als Williams mitten in der Gesellschaft von einem Schwindel befallen ward, der ihn zwang, sich nach seiner Wohnung bringen zu lassen. Außer seiner Frau

wollte er niemand um sich dulden, sogar seinen eigenen Bedienten nicht, und brachte die Nacht in wilden Fieberphantasieen zu.

Ein Arzt sollte am folgenden Tage aus Warschau geholt werden, Williams wollte es durchaus nicht erlauben: die Starostin begab sich selbst zu dem Kranken. Vergebens drang sie mit bittenden Vorstellungen deßhalb in ihn, er bestand fest auf seiner Weigerung, keinem Arzt den Zutritt zu erlauben, und gerieth endlich in so heftigen Zorn, daß die erschrockene Starostin einen Wahnsinnigen vor sich zu sehen glaubte, und ängstlich aus dem Zimmer floh.

Die Gesellschaft erfuhr bald, daß ein an einem gefährlichen Nervenfieber Erkrankter in dem Gartenhause sich befände, und keiner aus dem lebenslustigen Völkchen wagte es, auf hundert Schritte in die Runde, sich demselben zu nahen. Nur Casimir allein versuchte es, aber auch ihm wurde der Einlaß versagt. Er sah die Geliebte bleich und verweint am Fenster stehen, er hörte vor der Thüre das wilde Geschwätz des phantasirenden Fieberkranken, ließ schnell satteln, und flog, wie

vom Winde getragen, nach Warschau, um den Arzt herbei zu holen.

Neue Gäste von hohem Range langten indessen im Schlosse an; über die dadurch entstehende Unruhe, vergaß man sich um den Kranken und seine treue Pflegerin weiter zu bekümmern, ein Krankenwächter, der ihnen angeboten wurde, erhielt eben so wenig Einlaß, als jeder Andere, und so blieb das Ehepaar ganz allein sich selbst überlassen.

Mitternacht war vorüber, im Schlosse war noch alles bei Spiel und Tanz in freudiger Bewegung, als plötzlich die den Aufbruch ihrer Herrschaft auf dem Schloßplatz erwartende Dienerschaft, zitternd in das Schloß hinein stürmte; aus hoher Luft war plötzlich ein ängstlicher Jammerschrei erklungen, der sie alle mit abergläubischem Schrecken erfüllte. Ihre Angst theilte auch den übrigen Dienern sich mit, ein furchtbarer Lärmen entstand, ein tumultuarisches Durcheinanderschreien von wenigstens fünfzig heisern oder kreischenden Stimmen, das endlich bis zu dem etwas abgelegenen Cabinette der Starostin drang, wohin sich diese schon zurückgezogen hatte. Sie zog die Schelle, um die Veranlassung dieses ungewöhnlichen Lär-

mens zu erfahren; aber es währte lange, ehe einige von ihren Dienern erschienen, um ihr Rede zu stehen. Was eigentlich diesen panischen Schrecken unter sie gebracht habe, wußte indessen keiner von ihnen genau anzugeben; Furcht und Angst lag auf ihren bleichen Gesichtern, von einem übernatürlichen Schrei war freilich die Rede, von einem gespensterartigen Jammerton, der eben so plötzlich verklungen als entstanden sey.

„Ruft sogleich den Lipinsky aus dem Tanzsaal hierher, zündet Fackeln an, im großen Pavillion muß ein Unglück geschehen seyn," befahl die Starostin, von einer ihr nicht ganz deutlichen Ahnung ergriffen, und ließ ihren Mantel sich reichen, um dem schnell sich ordnenden Zuge zu folgen.

Lipinsky war einer der zu dem Hofhalte der Starostin gehörenden Edelleute, wie es deren damals in Polen in jedem großen Hause mehrere gab, die, ohne eigentlich dazu berufen zu seyn, sich der Familie anschlossen, wie zu derselben gehörend, in ihr lebten, und dafür zu allerlei kleinen Dienstleistungen sich willig und bereit finden liessen, die man nicht füglich einem Bedienten auftragen konnte. Sie mußten unter andern, wenn

es nöthig wurde, am Spieltisch oder im Tanzsaale eine Lücke ausfüllen helfen, und Lipinsky war eben im Begriff gewesen, mit einem, von der Natur wie vom Glück und von der Gesellschaft etwas vernachläßigten Fräulein zu einem Masureck anzutreten; denn Ritterdienste dieser Art gehörten in diesem Hause ebenfalls zu seinen Pflichten, dessen Gebieterin alles um sich her heiter und zufrieden sehen wollte.

Daß er zu dieser Stunde aus dem Tanzsaale abgerufen wurde, erregte bei seinen Mittänzern einiges Aufsehen; man fragte, man horchte, und bald ging wie ein Lauffeuer die Nachricht von Mund zu Mund, daß im Gartenpavillion etwas besonderes vorgefallen sey. Die Begier, etwas Neues zu sehen und zu hören, überwog bei den Meisten die Tanzlust, sogar die Furcht vor dem ansteckenden Nervenfieber kam darüber in Vergessenheit, die bis dahin alle abgehalten hatte, auch nur von Ferne nach dem Pavillion hinzublicken. Die Männer, sogar viele der Damen folgten unter laut werdenden Vermuthungen dem Fackelzuge, der unter des tapfern Lipinsky Anführung, sich durch den Park nach dem Pavillion hinbewegte.

Man fand die Thüre desselben weit offen stehen, übrigens war alles still. Oben an der Treppe aber lag Frau Williams in halber Bewußtlosigkeit; mit dem Ausdruck unaussprechlicher Angst blickte sie die Kommenden an, wollte reden, und brach in Thränen aus. Das Schlafzimmer, das Bette des Kranken waren leer.

„Entflohen! im Fieberwahnsinn — unsere Diener waren im Schloß, dem Tanze zuzusehen, ich allein konnte ihn nicht festhalten," stammelte kaum verständlich Madame Williams, und verbarg, zitternd und schluchzend, ihr Gesicht am Busen der sie mitleidig in den Armen haltenden Starostin.

„Mehr Fackeln, Windlichter, den Park durchsucht, jeden Winkel, jeden Busch," befahl diese, und suchte dann recht mütterlich, die trostlos Weinende mit beruhigenden Worten zu trösten.

„Der Park ist ringsum von einer hohen Mauer umgeben," sprach sie; „sobald es Nacht wird, sind alle Ausgänge verschlossen, man wird ihn finden, und morgen früh, in wenigen Stunden kommt Casimir mit dem Arzt."

Alles stürzte nun hinaus, die jungen Herren schlossen der suchenden Dienerschaft sich an, der Park ward hell wie am Tage, von hundert nach

allen Seiten hin sich vertheilenden Fackeln erleuchtet. Kein Gebüsch, keine Grotte, kein Tempel, keines der vielen größeren und kleineren Gebäude, die in den Gartenanlagen zerstreut lagen, blieb undurchsucht. Alle Ausgänge wurden sorgfältig verschlossen befunden, und nirgend eine Spur von dem Verlornen.

„Halloh! Halloh! Hier! Hier!“ erscholl plötzlich aus der entferntesten Ecke des Parks Lipinsky's Stimme, als schon der größte Theil der Suchenden den Rückweg antreten wollte. Die ihm am nächsten sich befanden, eilten herbei; sie fanden eine kleine, aus den Angeln gehobene, im dichtesten Gebüsch versteckte Gartenthür, welche die wenigsten der Bewohner des Schlosses kannten, indem sie nur dazu diente, das Unkraut aus dem Garten zu schaffen, und selten gebraucht ward. Neben dieser schlecht verwahrten Thüre, die leicht zu erbrechen gewesen war, lag einer der Pantoffeln des Vermißten, den er bei der Anstrengung, sie aus den Angeln zu heben, vermuthlich verloren. Durch diese Thüre gelangte man an das etwas erhöhte Ufer eines nicht breiten, aber reißenden, und an einigen Stellen unergründlich tiefen

Waldstroms, der einige hundert Schritte weiter einen sehr großen Teich, der wohl ein Landsee genannt werden durfte, bildete, und dann im raschen Laufe dem nahen Weichselstrom zueilte. Unheilahnend wandelte man weiter längs dem Ufer, bis an den See; ein Stück von einem Taschentuch mit Williams Namen und Wappen bezeichnet, flatterte an den Zweigen eines Dornbusches; beim Schein der Fackeln entdeckte man etwas auf dem See schwimmen, Lipinsky und noch ein Paar der Anwesenden warfen sich in einen am Ufer befestigten Kahn, und fischten den zweiten Pantoffel und ein buntes ostindisches Tuch auf, welches Williams um den Hals geschlungen zu tragen pflegte, wenn er im Morgenanzug war.

Er war verloren, hatte in den Fluthen sein Grab gefunden, daran war kaum noch zu zweifeln. Der größte Theil der Ausgegangenen kehrte mit dieser Trauerbotschaft in das Schloß zurück. Lipinsky aber blieb, um die nöthigen Anstalten zum Auffinden des entseelten Körpers des allgemein Bedauerten zu treffen. Doch alle Bemühungen waren vergebens, der Strom, der See, die ganze Umgegend wurde sorgfältig durchsucht, der Wald-

strom hatte wahrscheinlich den Verunglückten der Weichsel zugeführt, in deren Tiefen er auf immer seine Ruhestätte gefunden.

Die junge Wittwe ging nach Warschau, um, wie damals Frauen von Stande oft zu thun pflegten, ihr Wittwenjahr in der abgeschiedenen Stille eines Klosters zuzubringen. Niemand außer der Starostin, die sie fleißig besuchte, erhielt Zutritt zu ihr; auch Casimir nicht, der an jenem Schrekkenstage mit dem berühmtesten Arzte in Warschau zu seiner Tante zurückkehrte.

Die Nachforschungen nach dem so plötzlich verschwundenen Williams, wurden indessen mit unermüdlichem Eifer fortgesetzt. Casimir ließ in allen Zeitungen des In- und Auslandes Aufrufe an ihn selbst, und an die, so vielleicht Nachricht von ihm zu geben wußten, einrücken; denn ihm vor Allen lag daran, über Williams Leben oder Tod Gewißheit zu erhalten; der Unglückliche war und blieb verschwunden, Niemand, auch seine Wittwe nicht, zweifelte mehr daran, daß er nicht mehr unter den Lebenden sich befinde.

Frau Williams ließ gegen das Ende ihres Trauerjahrs sich erbitten, die letzten Wochen des-

selben im Hause und unter dem Schutze der Starostin zuzubringen, die mit großer Freundlichkeit und mütterlicher Liebe der liebenswürdigen Fremden sich annahm, bis diese auch durch verwandtschaftliche Bande ihr angehörte, indem sie dem jetzt überseligen Casimir am Altare die schöne Hand reichte. Die sehr große, sehr vornehme und sehr stolze Familie desselben schien sogar über diese Verbindung mit einer fast namenlosen Fremden entzückt, denn in Williams Nachlaß hatten sich Documente über sehr bedeutende Summen vorgefunden, die auf den Namen seiner Frau in der englischen Bank niedergelegt waren; diese war also eine sehr reiche, und folglich auch sehr wünschenswerthe Partie.

Monate verrauschten dem neuen Ehepaar in einem ewigen Wonnetaumel des höchsten Glückes auf Erden; und selbst als dieses Glück allmählig den Reiz der Neuheit verlor, und beider Herzen ruhiger zu schlagen begannen, blieben sie, was sie von der ersten Stunde desselben einander gewesen, in herzlicher Liebe und Treue.

Leider aber darf kein Glück auf Erden sich immer ganz gleich und völlig ungetrübt bleiben.

Die Zeit kam, und leider nur zu bald, in welcher die junge Frau von Sabielsky erfahren mußte, was jede Frau früher oder später erfährt, die vor ihrer Ehe mit einem längst geliebten Manne um seinetwillen von dem Pfade abweicht, den Pflicht und Sitte ihr vorzeichnen. Casimir vertraute ihr nicht mit jener ruhigen vollkommenen Ueberzeugung, die allein im Stande ist, das Glück einer dauernden Ehe zu begründen. Er zweifelte nicht an ihrer Tugend, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, denn sogar in sehr verführerischen Momenten, unerachtet der heißen Liebe zu ihm, die sie ihm oft gestanden, hatte er in dieser Hinsicht sie nie schwach gefunden; er zweifelte auch nicht daran, daß sie ihn noch über Alles liebe; aber er zweifelte, ob dieses immer so bleiben werde oder könne, denn, hatte sie nicht auch den unglücklichen Williams einst geliebt? und war es nicht dennoch ihm selbst gelungen, über diese Liebe zu siegen, und ihr Herz sich zu gewinnen? Von Natur heftig und zum Argwohn geneigt, fing er an, seine Gemahlin mit unruhiger Eifersucht zu bewachen, jeden ihrer Blicke zu belauschen, und leider lag in ihrem ganzen Wesen so Manches, das zu

schwankenden Zweifeln ihn anregte, die um so quälender ihm wurden, je weniger er sie auf einen bestimmten Gegenstand richten konnte.

Heimliche Unruhe und Sehnsucht schien die junge Frau oft schmerzlich zu bewegen, und in einer vertrauten Stunde mochte sie auf sein dringendes Bitten ihm nicht verhehlen, wie fremd sie in ihren jetzigen Umgebungen sich noch immer fühle, und wohl stets fühlen werde. Sie gestand ihm frei und offen, daß sie an die leichte freie Sitte, an die nur um Galanterie und Witzeleien drehende Conversation der Gesellschaft, die so ganz alles Ernstes ermangle, sich nie werde gewöhnen können, nicht an den steten Wechsel rauschender Vergnügungen, die sie ermüdeten, ohne sie zu ergötzen.

Casimir fühlte durch solche Aeußerungen sich verletzt, denn was sie so bitter tadelte, war die Sitte seines geliebten Vaterlandes, in der er aufgewachsen war, auch ward es ihm schwer, an die Wahrheit desselben zu glauben.

Halb im Zorn forderte er seine Frau auf, zu versuchen, ob es ihr nicht gelänge, einen andern Ton, Unterhaltung anderer Art, in der Gesell-

schaft einzuführen; sie folgte seinen Worten, und ihr erster Versuch mißglückte gänzlich. Man fand ihn sehr anmaßend von einer Fremden, und äusserte dieses laut; die Zahl ihrer Feindinnen, deren eine so glänzende Erscheinung, wie die ihrige, viele haben mußte, mehrte sich mit jedem Tage. Die Männer blieben freilich in der Adoration, doch dieses half ihr wenig. Bei allem äußern Schimmer, der sie umgab, wurde ihr Standpunkt in der Gesellschaft immer schwankender und unangenehmer.

Auch in ihrem Haushalte traten tausend Widerwärtigkeiten ihr entgegen, und vergebens mühte sie sich ab, Ordnung, Sitte, und vor allem, Reinlichkeit in demselben einzuführen. Ihre Hauptplage aber war ein böser Hausgeist, den sie nicht zu bannen vermochte; ein alter Franzose, Namens Gilard, der, halb Kammerdiener, halb Gesellschafter, sich durch allerlei kleine Künste in des jungen, leichtsinnigen Casimirs Gunst festgesetzt, und das völlige Vertrauen desselben zu erschleichen gewußt hatte. Gilard war ein Mensch, auf dessen Stirn das Wort „Abentheurer" mit deutlichen Zügen zu lesen stand, der dabei klug genug war,

für einen halben Narren gelten zu wollen, und sich den erniedrigsten Späßen der hohen Herrschaft geduldig hingab. Wenn in der Unterhaltung eine Pause eintrat, wußte er die Gesellschaft mit allerlei Taschenspielerkünsten zu amüsiren, spielte auf der Violine zum Tanz auf, so oft und so lange man es wollte, und ließ überhaupt sich zu allem brauchen, wozu man ihn zu brauchen für gut fand.

Dieser Elende war zu schlau, um nicht den innern Widerwillen zu erkennen, den seine neue Gebieterinn gegen ihn empfand, und dieser schien ihm zu gefahrdrohend, als daß er nicht alles hätte anwenden sollen, die zu befürchtenden Wirkungen desselben wenigstens zu entkräften. Er umschlich Frau von Sabielsky auf allen Wegen, und entdeckte bald, daß sie zuweilen Briefe erhielt, die sie ihrem Gemahl zu verbergen suchte. Froh dieser Entdeckung, eilte er, sie seinem Herrn mitzutheilen, und wußte diesen zu bereden, die Mittheilung derselben sich zu erbitten.

Unter ängstlichem Erröthen, mit Augen voll Thränen und bittender Stimme, aber doch standhaft wurde diese ihm verweigert, was allerdings

auf Casimirs zum Argwohn geneigten Charakter einen sehr übeln Eindruck machte, der durch Gilards giftige Ohrenbläsereien noch verstärkt wurde.

Auch Casimirs sehr bigott und fanatisch gesinnte Verwandte, besonders der weibliche Theil derselben, wußte Gilard gegen seine Gebieterin einzunehmen; mit erheuchelter frommer Betrübniß, trug er seine Besorgnisse um das Seelenheil derselben ihnen vor, klagte darüber, daß sie nur Sonntags und an hohen Festtagen, und zwar nur eine einzige Messe besuche, daß sie sehr selten zur Beichte gehe, und zum höchsten Aergerniß der frommen Dienerschaft, an Fasttagen die heiligen Vorschriften der Kirche ungescheut verletze, und sogar ihren Gemahl dazu verleite.

Alle, sogar die Starostin, unerachtet ihres sonst so gebildeten Geistes, schauderten jetzt vor der Kezzerin zurück, obgleich keine sie laut anklagen mochte. Casimirs Tante aber hatte sie dennoch wirklich zu lieb, um sie nicht um jeden Preis vom ewigen Verderben retten, und auf den rechten Weg des Seelenheils zurückbringen zu wollen. Sie faßte sich ein Herz, und benutzte die erste Gelegenheit, die sich ihr bot, um ihren Neffen unter vier Augen

zu ermahnen, sich von den ketzerischen Gesinnungen seiner Gemahlin nicht anstecken, sondern vielmehr es sich angelegen seyn zu lassen, sie wieder zu dem rechten allein seligmachenden Glauben zu bekehren.

Casimirs Erstaunen über diese überraschende Anklage seiner Frau war nicht geringe. Sein langer Aufenthalt im Auslande, die dort erworbene höhere Bildung seines vorurtheilsfreien Geistes, hoben ihn selbst zwar hoch über den mönchischen Aberglauben, seines damals noch in tiefer Unwissenheit versunkenen Volkes; aber er fühlte deshalb um so mehr, wie leicht ein solcher Verdacht das Glück des liebenswerthen Wesens rettungslos untergraben könne, an dem er noch immer mit heißer Liebe hing. Fein und gewandt, wie er war, wurde es ihm nicht schwer, die Starostin einstweilen zu besänftigen, ihr Gemüth zu beruhigen, und zugleich den Namen des Anklägers seiner Frau von ihr zu erforschen.

Sein Zorn gegen Gilard war gränzenlos, als dieser ihm genannt wurde. Er kannte die religiösen Ansichten desselben zu gut, um nicht die wahre Ursache, die diesen zu einer so heuchleri-

schen Anklage bewogen, deutlich zu erkennen, und beschloß, noch am nämlichen Abende ein strenges Gericht über ihn ergehen zu lassen. Kriechend demüthig, suchte Gilard sich zu vertheidigen, Casimirs Zorn entbrannte darüber noch heftiger, seine Reitgerte lag eben zur Hand, und er trieb den Elenden auf beschimpfende Weise zum Zimmer hinaus.

Am folgenden Morgen war Gilard heimlich entflohen, er hatte seinem Herrn bedeutende Summen an Gold und Geldeswerth entwendet, und mit auf die Reise genommen; doch dieser Diebstahl wäre vielleicht nicht sogleich entdeckt worden, hätte er nicht auch zugleich eine kleine Cassette der Frau von Sabielsky sich angeeignet, die er, wegen der ungewöhnlichen Sorgfalt, mit welcher diese sie bewachte, für ihr Juwelenkästchen gehalten.

Dieser Verlust wurde sogleich entdeckt, Frau von Sabielsky war außer sich vor Zorn und Schmerz über denselben; die Cassette enthielt, ihrer Versicherung zufolge, Dinge, die für Niemand Werth haben konnten, als für sie selbst, Andenken aus ihrer Jugendzeit, von zum Theil schon verstorbenen Freunden und Verwandten. Casimir sah ihre

Thränen, sie trieben zur Thätigkeit unwiderstehlich ihn an, alles wurde angewandt, um des Räubers sammt seines Raubes wieder habhaft zu werden; dieses gelang nur zu gut und zu bald; schon am folgenden Tage lag Gilard im Gefängniß, und seine Effecten, die er bei sich führte, waren den Gerichten zur Untersuchung gegeben.

Alles, auch die dabei sich befindende Cassette der Frau von Sabielsky, wurde in Casimirs Gegenwart eröffnet. Außer einigen Portraits und andern Andenken von Freunden, enthielt diese nur Briefe. Briefe von der Hand ihres Gemahls. Ein lauter Schreckensschrei Casimirs beim Anblick dieser ihm wohlbekannten Handschrift führte die nähere Untersuchung derselben herbei; Casimir hatte in einem dieser Briefe den erkannt, welchen Gilard, als eben mit der Post angekommen, in den Händen seiner Gemahlin ihm einst gezeigt, und den diese ihm mitzutheilen sich geweigert. Es fand sich jetzt, daß diese Briefe lange nach dem angeblichen Tode desselben, von Williams eigenhändig geschrieben; der Inhalt derselben war zu geheimnißvoll und dunkel, als daß die der französischen Sprache nicht sehr mächtigen Richter, ihn hätten

entziffern oder verstehen können, aber um so gefährlicher schien er ihnen zu seyn.

Frau von Sabielsky war rettungslos verloren, des schweren Verbrechens einer wissentlichen Doppelehe angeklagt, Casimir war aller Besinnung beraubt. Aus Schonung für den hohen Rang der Familie desselben, wurde die Unglückliche zwar sogleich verhaftet, aber nicht in ein öffentliches Gefängniß abgeführt, sondern der Aebtissin eines Klosters von der strengsten Ordensregel, zur einstweiligen Bewahrung übergeben. Casimir konnte sie nicht retten; er war durch diesen unerwarteten Schlag wie vernichtet, und selbst in so hohem Grade der Mitwissenschaft verdächtig geworden, daß seine Familie alles aufbieten mußte, um ihn vor den Folgen dieses Verdachts zu bewahren. Um so eifriger aber enthielt sie sich auch jeder Einmischung in das Geschick der unglücklichen Frau, die sie einstimmig und überlaut für eine arge Kezzerin erklärte, welche man der wohlverdienten Strafe ihres Verbrechens nicht zu entziehen trachten dürfe, ohne desselben mit theilhaftig sich zu machen.

Das geistliche Gericht bemächtigte sich der Ent-

scheidung des Processes, der gegen Frau von Sabielsky erhoben ward, und war auch hier, wie gewöhnlich, Richter und Ankläger zugleich. Alles, was die so hart Beschuldigte in den vielfachen Verhören, denen sie sich unterwerfen mußte, zu ihrer Vertheidigung vorbrachte, wurde von ihren erbarmungslosen Richtern, als unwahrscheinliches Mährchen verlacht und verworfen. Mit der größten Härte behandelt, schmachtete sie mehrere Wochen in ihrem düstern Kerker einsam hin, und kein freundlicher Zuspruch erheiterte ihre geängstete Seele. Die Arme fühlte sich von Gott und den Menschen verlassen. Casimir wurde von seinen Verwandten ängstlich bewacht, bis Schmerz und Sorge ihn auf das Krankenlager warfen; aber seine unglückliche Gattin erfuhr nichts davon, sie mußte auch von ihm, dem Geliebten, um den sie alles litt, verworfen und vergessen sich glauben.

Endlich trat wenigstens eine Abänderung ihres traurigen Geschickes ein. Das geistliche Gericht von Warschau, hatte an die hohe Geistlichkeit der Vaterstadt der Angeklagten sich gewendet, um über manchen Punkt ihrer, in den Verhören zu ihrer Vertheidigung von ihr ausgesprochenen Angaben,

Auskunft zu erhalten, und diese, den dortigen Erzbischoff an der Spitze, drang jetzt auf Auslieferung der Gefangenen, um selbst über sie, als eine vor den Richterstuhl derselben gehörende, das Urtheil zu sprechen. Die polnische Geistlichkeit sträubte sich, dieser Aufforderung zu willfahren, sie mochte ungern eine so glänzende Gelegenheit, ihre Macht zu zeigen und zu üben, verlieren; doch die Familie Sabielsky war über die Aussicht, den unglücklichen Gegenstand ihres Hasses zu entfernen, höchlich erfreut; sie sah darin das einzige Mittel, ihren Verwandten gänzlich von den Banden der Liebe, die ihn noch fesselten, zu entstricken, und das ganze, Aufsehen erregende, unselige Ereigniß allmählig in Vergessenheit zu begraben. Die Familie war mächtig und reich, es konnte an Mittel ihr nicht fehlen, die Geistlichkeit endlich zum Nachgeben zu bewegen; und die arme Wally, denn meine scharfsinnigen Leserinnen haben gewiß längst errathen, daß Frau Willams, Frau von Sabielsky und meine unglückliche Großtante, eine und dieselbe Person sind: die arme Wally also, wurde als Gefangene nach Cöln abgeführt. Welche Erinnerungen während dieser traurigen Reise sich ihr aufdrängten,

wie schmerzlich sie den Abstand zwischen jetzt und ehemals empfand, bedarf wohl keiner besondern Auseinandersetzung.

Krank, geistig und körperlich zerstört, langte sie in Cöln an. Auch hier wurde sie, wie in Warschau, aus Achtung für ihre Familie, mit einem gewöhnlichen Kerker verschont, und einem der härtesten Buße geweihten Nonnenkloster, zu strenger Haft übergeben. Ihr Proceß wurde vor dem geistlichen Gerichte geführt, und schien, durch die Thatsachen, die sie zu ihrer Vertheidigung anführte, immer verwickelter werden zu wollen. Niemand von ihren Verwandten durfte oder wollte ihr nahen, und so war und blieb die arme Wally, mitten in ihrer Vaterstadt, eben so trostlos und verlassen, als sie es in Warschau gewesen.

Walther, Williams ehemaliger Freund, war indessen von der, bei der Trennung von letzterem angetretenen Reise zu seiner Schwester, wieder nach Berlin zurückgekehrt; Jahr und Tag war, seit er Williams zum letzten mal gesehen, verflossen, und Walther hatte die Adresse nicht be-

nutzt, die sein Freund ihm beim Abschiede aufgedrungen; er hatte die flehende Bitte desselben, ihm zu schreiben, nicht erfüllt, doch wahrlich nicht, weil er seiner nicht mehr gedachte.

So vielfach die Erinnerung an Williams sich Walthern auch aufdringen mochte, so ernstlich strebte er auch, sie aus seinem Gemüthe zu verbannen, und sich ganz von einer Empfindung loszureißen, die ihm jetzt widrig, sogar unnatürlich erschien. Von der ersten Stunde an, war in Williams ganzem Wesen etwas Räthselhaftes ihm aufgefallen, zuletzt war er sogar unwürdig, fast verächtlich ihm vorgekommen; und indem er den heimlichen Zauber fühlte, der ihn noch immer zwang, mit stiller Sehnsucht des ehemaligen Freundes zu gedenken, mußte er sich eingestehen, daß er weder diesen Zauber, noch sich selbst mehr verstand.

Ein eigener, die Harmonie desselben zerstörender Mißlaut, hatte ohnehin in Walthers Wesen sich eingeschlichen, oft war er jetzt, was er sonst nie gewesen, unruhig, übellaunig, reizbar, bis zur völligen Verstimmtheit; seine vertrautesten und ältesten Freunde hatten oft Mühe ihn wieder zu erkennen. Seine geliebte Schwester lebte jetzt wie-

der in Berlin, mit ihm unter dem nämlichen Dache. Weit früher, als zu hoffen gewesen, war der Gatte derselben aus dem nördlichen Verbannungsorte zurückberufen worden, in welchen er beim Antritt seiner Geschäftscarriere versetzt worden war, und hatte, in der Residenz selbst, eine eben so bedeutende, als ehrenvolle Anstellung erhalten. Doch selbst das erwünschte häusliche Leben, in der Mitte der Seinen, vermochte Walthern nicht ganz heiter zu stimmen. Mitten im frohen glücklichen Kreise der Seinen, saß er stumm und in sich gekehrt da, er, der sonst die alles belebende Seele desselben gewesen.

Eines Morgens trat er, wie er gewohnt war, in das Wohnzimmer seiner Schwester, um sie noch ein Paar Minuten zu sehen, ehe er ausging. Er fand sie nicht in demselben; eine Dame saß, sie erwartend, am Fenster, die sie zu besuchen gekommen; sie stand bei seinem Eintritt auf, ihn zu begrüßen. Walther fuhr erbebend zusammen, sobald er sie genauer in's Auge faßte, auch die Dame zitterte sichtbar; Todesblässe überzog beider Gesicht, keines von ihnen vermochte ein Wort aufzubringen.

War das Williams Schwester? war er es selbst? Er, ja er selbst mußte es seyn, denn diese Aehnlichkeit, bei Verschiedenheit der Geschlechter, lag nicht im Reiche der Möglichkeiten. Williams war ein Weib, Todesbangen, Himmelsseligkeit, wogten bei diesem Gedanken durch Walthers Brust, und hemmten ihm Athem und Sprache. Das war die Auflösung des Räthsels, die er so lange gesucht! Das war es, was er längst in der Tiefe seiner Seele geahnt, ohne es in Worte fassen zu können. Aber der Ehecontract, den er in Händen gehabt, und mit seinen eigenen Augen gelesen? Was und wer war sie denn? Was konnte zu einem so ungeheuern, fortgesetzten Betruge sie bewogen haben, denn ein solcher war hier augenscheinlich im Spiele. Vermuthlich war sie eine unwürdige Abentheuerin, die jetzt auf andere Weise — Walther mochte nicht weiter denken, er hatte nicht den Muth sie anzureden, noch weniger den, eine Frage an sie zu richten. Noch einmal schlug er die Augen zu ihr auf, dann entfloh er, zum Zimmer, zum Hause hinaus, durch die halbe Stadt in den Thiergarten, er wußte selbst nicht wohin.

Als er ziemlich spät wieder nach Hause kam,

fand er folgendes an ihn gerichtetes Billet, dessen Handschrift ihm nur zu bekannt war, aber mit keinem Namen unterzeichnet.

„Wenn vor dem klaren Blick eines vorurtheilsfreien, kräftigen Mannes, eine vielleicht unbesonnene, aber gewiß nicht unedle Handlung, durch seltsame Verknüpfungen des Geschicks und der Zufälligkeiten entschuldigt werden kann, so darf ich hoffen, daß ein Gespräch mit Ihnen, uns beide wieder frei und unbefangen einander gegenüber stellen wird. Darum bitte ich Sie, Walther, morgen früh gegen zehn Uhr zu mir zu kammen, denn ich bin noch zu bewegt, von Ihrem Anblick zu erschüttert, um Sie heute sehen zu können; und was ich Ihnen zu sagen habe, greift sehr tief in mein inneres, wie in mein Außenleben ein. Sollte ich in der Hoffnung, daß Sie mich nicht zu hart beurtheilen können, und daß wir uns verständigen werden, mich irren, so bleibt nach dieser letzen Unterredung mir wenigstens der Trost, Ihnen gegenüber vollkommen wahr gewesen zu seyn, und die uns dann auf immer trennende Ferne wird mir durch dieses Bewußtseyn erträglicher werden; denn nichts scheidet schmerzlicher und dauernder,

als Mißtrauen und Argwohn. Ich rechne darauf Sie morgen zu sehen."

Nach einer in seltsamen Ahnungen und Gedanken halb durchwachten, halb durchträumten Nacht, eilte Walther zur bestimmten Stunde dem ihm bezeichneten Hause zu. Schon von ferne fiel ein ungewöhnliches Zusammentreten und Stillestehen der Vorübergehenden, vor demselben ihm wunderlich auf. Als er näher kam, sah er einen von Polizeidienern umgebenen Miethwagen vor der offenen Hausthüre stehen; einer von diesen lehnte in derselben, ließ ihn aber ungehindert hinein gehen. Alles, was er sah, schien anzudeuten, daß eine Person von nicht ganz gemeinem Stande hier arretirt werden sollte.

Unheilahnend stieg Walther die Treppe hinauf. Die Thüre des ersten Zimmers oben stand ebenfalls weit offen, Walther warf einen Blick hinein. Sehr bleich, sehr ernst, aber gefaßt und ohne eine Spur von Aengstlichkeit in ihrer Haltung zu verrathen, stand die Dame, die ihn zu diesem Besuch aufgefordert hatte, an einem Tisch-

auf welchem einige Papiere ausgebreitet lagen, und neben demselben saß ein sehr alter, schwarz gekleideter Mann mit schneeweißen Locken, und verbarg mit den zitternden Händen das bleiche, weinende Gesicht.

„Walther! Gott sey Dank,“ rief freudig die Dame, sobald sie ihn erblickte. „Mein Herr:“ sprach sie mit hohem, gefälligem Anstande, gegen einen Mann sich wendend, den Walther erst jetzt im Hintergrunde des Zimmers gewahr wurde, und in welchem er eine ihm wohlbekannte Gerichtsperson entdeckte: „mein Herr, erlauben Sie mir einige Worte mit diesem meinem Freunde? Vielleicht ist Herr Walther Ihnen persönlich bekannt, und dann sind Sie gewiß auch überzeugt, daß er an keiner niedrigen, entehrenden That Antheil haben kann.“

Der Befragte deutete durch eine bejahende Verbeugung seine Einwilligung an. „Walther,“ fuhr die Dame jetzt fort, „es war meine Absicht, heute Morgen ein Bekenntniß in Ihre Hände niederzulegen, das ich jetzt gezwungen bin, öffentlich vor vielen Zeugen aussprechen zu müssen. Ich werde vor Gericht gezogen, um dort vernommen

zu werden. Ich weiß es wohl, obgleich ich keines Verbrechens, nur einer jugendlichen Unbesonnenheit mir bewußt bin, muß die Art von Oeffentlichkeit, in die ich hinaus gerissen werde, Ihnen im höchsten Grade widerwärtig seyn, denn ich kenne Sie und Ihre Sinnesart. Von heute scheiden unsere Wege sich von neuem, und auf immer. Ich bleibe was ich war, freundlos und verlassen," setzte sie sichtbar bewegt, mit wankender Stimme hinzu.

„O Mademoiselle," fing jetzt der Alte, der so lange in stummem Schmerz versunken, und schweigend am Tische gesessen, in französischer Sprache zu klagen an: „O meine schöne, theure, unglückliche Herrin! Marie, Marie Seymour! vom Unglück gebeugt, im Kerker schmachtend, wie kann, wie soll ich nur den Gedanken ertragen? Warum würdigt mich Gott nicht der Gnade, mich für Euch zum Opfer stellen zu dürfen? Leider habt Ihr es verschmäht, auf den Rath des alten, vieljährigen Dieners Eures Hauses zu achten; in jugendlichem Leichtsinn habt Ihr mit einem der heiligen Sacramente unserer Kirche frevelnden Mißbrauch getrieben, deß klagt die Kirche jetzt Euch

an. Euer Gewissen, wie meine eigene Ueberzeugung, sprechen von jeder absichtlichen Verachtung ihrer heiligen Gesetze Euch zwar frei, aber vor ihrem strengen Richterstuhl gilt nur die That, sie sieht nicht auf den bei dieser vorwaltenden Willen; und ach, meine geliebte, unglückliche Gebieterin, nie werdet Ihr in Euer schönes Vaterland frei wieder zurückkehren, meine alten Augen werden Euch nie mehr wiedersehen, Ihr seyd verloren! verloren der Welt und Euch selbst!"

Der alte Mann brach bei diesen Worten wieder in Thränen aus, Marie Seymour sprach ihm tröstend zu, dann wandte sie sich wieder an Walthern.

„Wollen Sie jetzt der Scheidenden die Bitte gewähren, die ich noch vor wenigen Stunden, von besserer Hoffnung beseelt, an Sie zu richten gedachte? So hören Sie die Geschichte meiner sogenannten Vergehungen an," sprach sie mit bittendem Ton. „Diese Geschichte enthält alles, was ich zu meiner Vertheidigung sagen kann; und mögen dann meine Richter über mich aussprechen, was sie wollen, zwar nicht mit freudigem, aber doch mit beruhigterem Gemüthe werde ich meinem Geschicke

entgegen gehen; der unabwendbaren, ewigen Trennung von Ihnen, die selbst im günstigsten Falle mein Loos werden muß."

„Fräulein," rief Walther sehr bewegt, „wie können Sie glauben" — Marie Seymour ließ ihn nicht ausreden. „Ruhig mein Freund:" sprach sie. „Sie sehen, ich bin es ja auch. — Ich kenne Sie, Walther, besser vielleicht als Sie selbst sich kennen, ich weiß, daß diese Stunde eine unübersteigliche Scheidewand zwischen uns aufthürmt, ich weiß es mit voller Ueberzeugung."

Walther ergriff tief erschüttert ihre Hand, und drückte sie an seine Lippen. Ein freudiger Entschluß leuchtete hell in seinen Augen auf. „Fräulein," sprach er ernst und gefaßt, „vor mir, vor diesem Herzen, bedürfen Sie keiner Entschuldigung, keiner Erklärung, keiner Auseinandersetzung der Umstände, die Sie in diese allerdings räthselhafte Lage versetzt haben. Aber in dieser Lage, in diesem Ihnen fremden Lande, bedürfen Sie vor Allem eines treuen Freundes, der ihnen rathend zur Seite stehe, der Sie vertrete, der für Sie handle, wo Sie selbst es nicht können, und dieser Freund, der sich nicht zurückweisen läßt, bin ich," sprach

er fest und bestimmt. „Kann sichere Bürgschaft diese Dame, bis zum Ausgange Ihrer Sache, vor fernern und größern Unannehmlichkeiten schützen?" fragte er den Gerichtsbeamten, ohne Mariens Antwort abzuwarten.

Dieser wußte auf diese Frage nichts Bestimmtes zu erwiedern; er hatte nur den Auftrag erhalten, die Dame zu arretiren, und ihre Sachen und Papiere zu versiegeln, womit auch bereits schon der Anfang gemacht worden war. Walther bewog ihn mit leichter Mühe, in dieser Arbeit fortzufahren, und seine Rückkehr hier zu erwarten; dann eilte er davon, mit dem Versprechen, spätestens in einer Stunde wieder zu kehren. Bei seiner Wiederkehr, brachte er die angenehme Nachricht, daß Fräulein Seymour, wenigstens bis zum Ausgange des ersten Verhörs, in ihrer Wohnung bleiben könne, und daß noch im Laufe des nämlichen Tages eine gerichtliche Deputation sich bei ihr einstellen werde, um die gegen sie von Cöln aus erhobene Anklage zu untersuchen.

Die Cölner Geistlichkeit hatte wegen Entheiligung des heiligen Sacraments der Ehe auf Verhaftung und Auslieferung des Fräuleins Marie

von Seymour dringend angetragen; aber nach dem Betragen der beiden Räthe, die, begleitet von einem Secretär, zur bestimmten Stunde bei ihr erschienen, schien man wenig geneigt, diesem Verlangen in seinem ganzen Umfange zu willfahren. In dem aufgeklärten protestantischen Berlin, konnte die gegen Marien erhobene Beschuldigung unmöglich für so wichtig und bedeutend gehalten werden, als in einem katholischen Lande. Auch lag in ihrer persönlichen Erscheinung so Vieles, das auch übrigens mit ihr Unbekannten Achtung einflößen mußte, daß die an sie abgesandte Deputation nicht umhin konnte, ihr mit der schonendsten Höflichkeit zu begegnen. Die Form mußte indessen beobachtet werden; Mariens Papiere wurden in ihrer und Walthers Gegenwart untersucht; einige Briefe von Wally, noch aus Warschau an sie gerichtet, enthielten nur ganz unverfängliche Herzensergießungen einer mit inniger Liebe und Treue ihr ergebenen Freundin, die übrigen Papiere waren zum Theil ganz unbedeutend, theils bestanden sie aus Schriften und Documenten, welche ihren Reichthum, und ehrenvolle und glückliche Stellung in Marseille, ihrer Vaterstadt, deutlich bewiesen. Doch

ganz zuletzt fand sich noch in ihrem Schreibtische, ein augenscheinlich erst vor Kurzem von ihr selbst niedergeschriebener Aufsatz: „Meine Bekenntnisse“ stand auf dem Umschlage desselben. Die Vorlesung desselben war nicht zu vermeiden; Walther wollte sich entfernen, aber ein bittender Blick seiner hocherröthenden Freundin, hielt auf seinem Platz ihn fest.

Das Bekenntniß war, wie aus dem Anfange desselben gleich hervorging, an Walther selbst gerichtet, und Marie hatte es in der vergangenen Nacht niedergeschrieben, um am folgenden Morgen, bei der Zusammenkunft mit ihm, die jetzt so unangenehm gestört worden war, es ihm selbst zu übergeben. Eine Beschreibung ihrer glücklichen Jugendzeit, die sie im schwesterlichsten Verein mit der Pflegetochter ihrer Mutter, Wallburga van Dooren verlebt, bildete den Eingang dieses Aufsatzes, dann fuhr Marie in demselben weiter fort, wie folgt:

„Ich liebte meine Wally über Alles, und in meinem immer etwas excentrischen Gemüthe, steigerte dieses Gefühl sich in mir bis zu einer Leidenschaftlichkeit, wie sie die Freundschaft selten erreicht. Sie war meine Welt; von Natur gut und

gefühlvoll, wie auch ich es war, besaß sie dabei jene Sanftmuth und Grazie des Geistes, wie des äußeren Betragens, deren ich, wie ich mir wohl bewußt war, ermangelte: sie war ein Engel auf Erden, und nie hat eine unedle Regung diese reine Seele berührt!"

„Wir lebten daheim wie auf unsern häufigen Reisen, meistens in der großen Welt; unsre Lage erlaubte es, und es war der Wille meiner Mutter. Als ich heranwuchs, erhob die sorgfältige Erziehung, die das Gewöhnliche überschreitende Ausbildung meines Geistes wie meiner mir angebornen Talente, mich zu einer sehr glänzenden Erscheinung in der Gesellschaft, und zog mir die fast allgemeine Bewunderung der Männer in unserem Kreise zu. Wally war vier Jahre jünger als ich, und kam daher weniger in Betracht, obgleich auch sie als ein schönes, vielversprechendes Kind, viele Aufmerksamkeit erregte. Mein früh von uns entfernter, kaum von mir gekannter, einziger Bruder, starb in Brasilien; die glühende Sonne jenes heißen Himmelsstriches gab ihm den Tod. Ich blieb nnn die einzige Erbin des großen Vermögens meiner Aeltern, und von nun an verfolgten alle Männer,

die nur einigermaßen auf eine so glänzende Partie, als ich jetzt war, Anspruch machen zu können glaubten, mich mit ihren lästigen Huldigungen. Die eigennützige Absichtlichkeit der Bemühungen der meisten unter ihnen, war zu leicht zu durchschaueu, als daß sie mir nicht hätten verächtlich werden sollen, statt mich zu gewinnen; Andere meinten einen andern Weg einzuschlagen, und die rohen Aeußerungen wilder Leidenschaftlichkeit, mit der sie mir zu nahen wagten, erregten in meinem jugendlichen Gemüthe den unüberwindlichsten Abscheu. Keiner von ihnen allen konnte meine Neigung gewinnen, denn ich konnte sie weder ehren noch achten. Dabei graute mir innerlich vor dem still hinvegetirenden Schlendrian einer gewöhnlichen, sogenannten guten Ehe, wie ich sie hin und wieder um mich her erblickte, und so ward allmählig die Ueberzeugung in mir immer fester, daß die Freundschaft meiner Wally mir zu meinem Glücke genüge, und ich gar nicht heirathen dürfe, wenn ich nicht meine eigene Zufriedenheit zerstören wolle."

„Trübe Tage brachen jetzt über mich herein; meine über alles mir theure Mutter starb, und

meine geliebte Wally wurde von ihrem Vater nach Cöln zurück berufen. Ich war zweiundzwanzig Jahre alt, und stand allein in der Welt, unberathen und unbeschützt, aber frei und ungebunden, wie der Vogel in der Luft. Die erste Zeit meiner tiefen ungeheuchelten Trauer um meine Mutter, brachte ich in großer Einsamkeit zu; ich brauchte viel Zeit um mich in meine so glänzende, und doch so verlassene Lage zu finden; ich baute und zerstörte die buntesten und abentheuerlichsten Pläne für meine Zukunft, und beschäftigte mich dabei ausschließend mit Briefen, die ich an das einzige Wesen, das mir in dieser Welt noch lieb war, an meine entfernte Wally schrieb, und von ihr erhielt. Auch sie war nicht glücklich, alle ihre Briefe waren traurige Beweise wie wenig sie es sey; endlich aber gingen ihre sanften Klagen in Ausbrüche der tiefsten Verzweiflung über; zuletzt meldete sie mir, daß ihre Verwandte sie, mit der grausamsten Härte, zu einer im Innern der Seele ihr verhaßten Heirath zwingen wollten, und daß sie kein Mittel mehr sähe derselben zu entgehen, als den Tod."

„Da erwachte in mir alles Feuer, meiner bis jetzt noch nie durch Widerstand gebändigten Natur;

ich gelobte mir selbst, mit einem heiligen Schwur, um jeden Preis die geliebte Freundin zu retten; zum erstenmal sah ich jetzt einen Zweck meines Lebens vor mir, und ich erfaßte ihn mit festem Muth und aller Kraft meines Gemüthes. Ein höchst phantastischer Plan war bald ersonnen und festgestellt; in männlicher Kleidung wollte ich nach Cöln eilen, wollte für meinen Bruder mich ausgeben, der auch, wie ich, Maria hieß, wollte auf diese Weise in Wally's väterlichem Hause Zutritt erhalten, und dann sie entführen, in irgend einen Winkel der Erde mich mit ihr verbergen, und dort die Gestaltung der Zukunft gelassen abwarten."

„Virnot, dieser würdige Greis, der seit vielen Jahren den Geschäften unseres Hauses vorstand, und dem ich, wie meine ganze Familie, unendlich viel verdanken, war bei diesem eben so gewagten als phantastischen Unternehmen mein einziger Vertrauter, und auch er wäre es vielleicht nicht geworden, hätte ich seine Hülfe dabei entbehren können. Er weigerte sich lange, aber meine Bitten, mein dringendes Zureden, und zuletzt mein ziemlich peremptorisch ausgesprochener Wille, zwangen ihn endlich auf meinen ihm durchaus widersinnig

erscheinenden Plan, einzugehen. Da ich, gleich nach dem Ableben meiner Mutter, den Entschluß gefaßt hatte, mich von allen Geschäften zurückzuziehen, und Virnot schon seit jener Zeit beschäftigt war, zur Aufhebung des bedeutenden, von meinem Vater gegründeten Handlungshauses, die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, so war es um so weniger bedenklich, auf wenige Tage einen Todten wieder aufstehen zu lassen, dessen schnell vorübergehende Erscheinung, wenn sie auch in der Handelswelt bemerkt werden sollte, weiter keinen uns nachtheiligen Eindruck zurücklassen konnte. Ueberdem fühlte Virnot ebenfalls das innigste Mitleid mit der unglücklichen Wally, die er von ihrer frühen Kindheit an gekannt, und, wie mich eben auch, oft auf seinen Armen getragen."

„Ausgerüstet von ihm mit Allem, was ich zur Ausführung meines Planes bedurfte, langte ich glücklich und schnell in Cöln an, und fand in dem väterlichen Hause meiner Freundin eine Aufnahme, welche alles, was ich erwartete, weit übertraf. Herr Simon van Dooren schien nicht im mindesten daran zu zweifeln, daß ich wirklich nicht der wäre, für den ich mich ausgab. Ich fühlte, daß

ich meine Rolle vortrefflich spiele, und war unbesonnen genug, sie in meinem freudigen Uebermuth darüber, viel weiter zu treiben, als es zu thun, mir je zuvor in den Sinn gekommen. Ich hielt förmlich um die Hand meiner Wally bei ihren Aeltern an, in der sichern Erwartung, daß sie, als die einem andern schon zugesagte Braut, mir abgeschlagen werden würde; aber was ich nimmer gedacht hätte, geschah; auch hier trug der Eigennutz über jede noch so gerechte Bedenklichkeit den Sieg davon, und was ich aus Leichtsinn mir erbeten, wurde mir in vollem Ernste gewährt; Wally wurde meine Braut."

„Freilich erschrack ich vor der Wichtigkeit des Schrittes, dem jetzt durch meine Unvorsichtigkeit unmöglich geworden war, auszuweichen; ich erkannte in ihrer ganzen Schwere die Verantwortlichkeit, die ich, zufolge dem Glauben meiner Kirche, mir aufgebürdet; aber ich fand auch tausend Gründe, mich darüber wieder in meinem Gemüthe zu beruhigen. War ich nicht fest entschlossen, mein Leben dem Glück des einzigen Wesens zu weihen, das ich liebte, und das ich in dieser Liebe werth achten konnte? schauderte nicht meine Seele

vor dem Gedanken zurück, mir in einem Gemahl, einen Gebieter zu geben? Ich, die mit so seltener Freiheit und allen Gaben des Glückes hoch begünstigt, ich, nach deren Besitz so viele Männer gestrebt, und die unter ihnen allen noch keinen, den sie ihrer Achtung, noch weniger des Opfers ihrer Freiheit werth halten konnte, gefunden!"

„Was soll ich weiter sagen? Wir wurden am Altar feierlich durch Priesters Hand verbunden. Wir reisten gleich darauf von Cöln ab, und lebten mehrere Monate lang ein Leben, wie Engel im Himmel, oder glückliche, sorglose Kinder auf Erden es leben. Im seligsten Vertrauen, in nie getrübter Eintracht, durchstreiften wir jugendlich froh die schöne Welt, die offen vor uns lag. Ich ward in meinem Innern immer fester überzeugt, daß das stets so bleiben werde, daß ich nichts zu meinem Glücke mehr bedürfen könne, als die beständige Nähe meiner Freundin, deren Liebenswürdigkeit sich immer heller vor mir entwickelte; auch Wally glaubte mir gleich zu empfinden; es gab kein glücklicheres Wesen auf Erden, als uns Beide."

„Doch nur zu bald sollte ich meinen Irrthum gewahr werden; der Zufall führte uns in der

Schweiz dem polnischen Grafen Casimir Sabielsky entgegen. Blind hätte ich seyn müssen, wäre mir der Eindruck wirklich verborgen geblieben, den er und Wally, fast beim ersten Anblick, auf einander machten; aber ich wollte absichtlich mich dagegen verblenden; ich sah das erste Erwachen des reinen jugendlichen Herzens meiner Freundin; aber es währte lange, ehe ich den Muth fand, mir selbst zu gestehen, daß meine Liebe sie allein nicht mehr beglücken könne; ich litt lange, und um so gewaltsamer, da ich schweigend litt. Denn nicht Liebe allein, auch die Freundschaft kennt die Eifersucht, und diese Qual ist vielleicht die härteste von Allen."

„Da kamen Sie, Walther, und warum sollte ich es nicht offen gestehen? die harmonische Ruhe Ihres Wesens, die klare Heiterkeit Ihres Geistes, Ihre richtige Ansicht der Welt und des Lebens, lichteten nach und nach auch meinen Ideenkreis auf, und führten wieder der von der Natur uns vorgeschriebenen Lebensbahn mich zu, die ich in thörichtem Uebermuthe verlassen. Ich erkannte meine Ungerechtigkeit gegen Wally. Ihr Gefühl für den schönen, liebenswürdigen Mann, der wie eine göttliche Erscheinung sie anbetete, war so rein mäd-

chenhaft, so menschlich natürlich; sie hätte nicht seyn können, was sie wirklich war, das liebenswürdigste weibliche Wesen, wäre sie fähig gewesen, eine solche Liebe mit Kälte von sich abzuweisen."

„Die unschuldige arglose Seele war sich selbst ein Geheimniß geblieben, bis ich, in einer schmerzlich schönen Stunde es über mich gewann, sie einen Blick in ihr eigenes Herz thun zu lassen. Unten einem Strom heißer Thränen hing Wally an meinem Halse, betheuerte, bei allem, was ihr das Heiligste war, daß sie mich liebe, heißer, inniger als jemals, gestand aber, daß auch Casimir ihr werth sey, daß sie ihn liebe, wenn gleich nicht so wie mich. Das Ende von dem Allem war das Geständniß, daß sie nicht leben könne ohne uns beide."

„Ruhiger geworden nach dieser stürmischen Scene, fingen wir an, uns gemeinschaftlich über das, was zunächst geschehen müsse, zu berathen, und beschlossen, vor der Hand alles bestehen zu lassen, wie es war. Ohne es gegen meine Freundin zu äußern, übernahm ich es, ganz in der Stille ihren Geliebten genau zu beobachten, jede seiner Bewegungen, seiner Aeusserungen und Handlun-

gen, und auf diese Weise zu erforschen, ob er meiner Wally würdig sei oder nicht. Die Art, wie er in jeder Probe bestand, auf die ihn zu stellen, ohne daß er es ahnte, ich für gut fand, machte es mir zur heiligsten Pflicht, kein Opfer zu scheuen, um das Glück dieser Liebenden zu begründen."

„Um diese Zeit war es, daß mein Betragen gegen dieses Paar, Ihrem strengen scharfen Blick, lieber Walther, in einem höchst zweideutigen Lichte erscheinen mußte: wohl sah ich es, wie oft Sie im Begriff waren, ganz irre an mir zu werden. Es lag in meiner Gewalt, durch ein einziges Wort jeden falschen Schein von mir abzuwenden, und doch fehlte mir Athem und Muth, dieses Wort gegen Sie auszusprechen; eine unüberwindliche Scheu hielt mich zurück, so oft ich unser Geheimniß Ihnen entdecken wollte. In Ihrer Nähe, mein Freund, im näheren Umgang mit Ihnen, war ich unmerklich wieder meinem Geschlechte zugeführt worden. Ich fühlte, daß ich, in dem Verhältnisse, in welchem wir damals zu einander standen, Sie aus Ihrem Irrthum nicht reißen dürfe; erlassen Sie mir die nähere Auseinandersetzung des Gefühls, das mich davon abhielt, es war kein unwürdiges,

und so wie ich Sie kenne, bedarf es bei Ihnen keiner Erklärung."

„Auch lag es nicht in meinem Plan, immer unerkannt von Ihnen durch's Leben zu gehen; eine Zeit sollte kommen, in der Ihnen alles klar werden mußte, was, während Sie Wally's Gemahl in mir sahen, Ihnen in meinem Betragen unbegreiflich scheinen konnte. Aber vorher wollte ich gut machen, was ich, freilich in der besten Absicht, übel gemacht; ich wollte alle Folgen des thörichten Beginnens vernichten, zu welchem ich meine Wally verleitet, ich wollte das Glück meiner Freundin auf dem von der Natur vorgeschriebenen Wege begründen, und erst, wenn ich alles vollbracht, aus weiter Ferne, Ihnen schriftlich das Bekenntniß meiner Thorheit ablegen; deßhalb drang ich beim Abschiede von Ihnen meine Adresse Ihnen auf, und suchte mit fast stürmischen Bitten Ihnen das Versprechen abzuzwingen, mir nach Jahr und Tag zu melden, wo ein Brief von mir Sie antreffen könne."

„Gleich nach Ihrer Abreise ging ich mit meiner sogenannten Frau und Casimir nach Polen. Mein Zweck dabei war, die Verhältnisse des letzteren

und dessen Familie kennen zu lernen, ehe ich meine theure Wally unter seinem Schutze zurück lies. Der Erfolg meiner Beobachtung war sehr befriedigend; jetzt lag mir noch ob, mich auf eine Weise von Wally zu trennen, die ihre Vermählung mit dem Geliebten möglich machte, und dazu sah ich keinen andern Ausweg als den, scheinbar aus dem Leben zu scheiden. Ich durfte es nicht wagen, Wally's Geliebten zum Theilnehmer unseres Geheimnisses zu machen. Ich fürchtete seine Unvorsichtigkeit, und mehr noch seine Verwandten, und deren fanatischen Eifer.“

„Mein Plan war bald gemacht; die Lage des Schlosses der Starostin Sabielsky erleichterte mir die Ausführung desselben, meine Freundin aber war trostlos über den Gedanken, von mir sich trennen zu müssen. Auch mir that das Herz dabei sehr weh, aber ich blieb standhaft, denn es galt das künftige Glück meiner Wally. Alle Vorkehrungen zu meiner Flucht, wurden schon mehrere Tage vorher sorgsam und unbemerkt von mir eingeleitet, dann ging ich in weiblicher Kleidung unerkannt, am hellen Morgen, zum Schlosse hinaus, mitten durch die Schaar müssiger Diener, die vor

demselben stand, und die für eines der vielen mit ihren Herrschaften angekommenen Kammermädchen mich hielten. Sie waren daran gewöhnt, täglich neue Gesichter zu sehen, und ließen mich ganz unbeachtet vorübergehen. Ich war schon weit auf dem Weg nach Breslau, als Wally, unserer Verabredung gemäß, um Mitternacht durch ihre Klagen über mein Entfliehen das Schloß in Aufruhr brachte, und man, meinen früheren Veranstaltungen zufolge, mich als einen im Wasser Verunglückten verloren gab."

„Die Arme hatte in unbeschreiblicher Besorgniß und namenloser Angst um mich, den ganzen Tag, vom frühen Morgen an, zugebracht; sie hatte früher, schwankend zwischen Liebe und Freundschaft, unsäglich gelitten, bis es mir gelungen war, sie zur Annahme meines Plans zu überreden, und spielte, ohne es zu wissen, ihre Rolle ganz vortrefflich. Die arglose, reine, unverstellte Seele, eignete sich gewiß zu nichts weniger als zur Schauspielerin, aber sie empfand wirklich den Schmerz, den sie jetzt zum ersten Male laut werden lassen durfte."

„Ich langte glücklich und bald unter meinem

wahren Namen, Maria Seymour, in Breslau an; dort verweilte ich mehrere Wochen in tiefer Verborgenheit, bis ich Nachricht von meiner Wally, von dem Gelingen unseres gewagten Unternehmens, und Antwort auf ein gleich nach meiner Ankunft an Birnot nach Marseille abgeschicktes Schreiben erhielt. Birnot meldete mir die von ihm glücklich ausgeführte Beendigung der Geschäfte meines Hauses, lud mich aber zugleich auf das dringendste ein, mich nach Marseille zu begeben, wo meine Gegenwart, einiger nicht zu umgehenden Formalitäten wegen, durchaus nothwendig sey. Von mehreren Dienern und Kammerfrauen begleitet, mit aller Bequemlichkeit, die ich in meiner wahren Gestalt, schon allein des Anstandes wegen, mir gewähren mußte, trat ich die lange Reise an; vermied es aus guten Gründen, Cöln zu berühren, und wurde von dem alten treuen Mann mit unsäglicher Freude in Marseille empfangen, und in mein, leider durch den Tod meiner Mutter verödetes Haus wieder eingeführt. Das alles zum Ende führende Ordnen meiner dortigen Verhältnisse nahm weit mehr Zeit weg, als ich erwartet hätte, aber es beschäftigte

mich doch, und half mir manche schmerzliche Erinnerung leichteren Muthes tragen."

„Auch in Marseille lebte ich sehr eingezogen, sah so wenig Gesellschaft, als meine persönlichen Verbindungen in der Vaterstadt, und meine übrigen Verhältnisse es mir nur immer erlauben wollten. Meine Correspondenz mit Wally wurde, unerachtet der weiten Entfernung, auf unter uns vorher abgeredetem Wege fortgesetzt. Was sie von ihren jetzigen Verhältnissen mir meldete, war mir höchst tröstlich und erfreulich. Ihr sogenanntes Wittwenjahr neigte sich zum Ende, sie hatte das Kloster verlassen, in welchem sie den größten Theil desselben zugebracht, und sah nun im Hause der sie mütterlich liebenden Tante ihres Geliebten, als Braut desselben, dem in wenigen Monaten zu feiernden Hochzeittage entgegen, der beide auf immer vereinigen sollte."

„Jahr und Tag war jetzt längst vorüber, seit ich mit bangem Herzen von Ihnen, mein Freund, Abschied genommen; ich hatte auf dem Postamte in Baden-Baden, wohin ich Sie gebeten, Ihren Brief an mich zu addressiren, die nöthigen Vorkehrungen treffen lassen, damit er mir nach Marseille

nachgeschickt würde. Ich wartete erst mit muthiger Gewißheit, dann mit immer steigender Ungeduld, von einem Tage, von einer Woche, endlich von einem Monate zum andern. Vergebens. Sie hatten geschrieben, und Ihr Brief war auf der Post verloren gegangen, oder Sie hatten meine heiße letzte Bitte an Sie nicht erfüllt, Sie hatten nicht geschrieben. Wie tief mußte dann die Verachtung meiner, die ich oft, besonders im Moment der Trennung, in Ihren Augen zu lesen geglaubt, in Ihrem Herzen festgewurzelt seyn, während ich entfernt von Ihnen war!"

„Der Gedanke war mehr, als ich tragen konnte. Ihren Haß hätte ich allenfalls geduldet, verachten aber, verachten durfte der Freund mich nicht, den ich über Alles ehrte, ihm, mehr noch mir selbst, war ich ein offenes, ehrliches Bekenntniß meiner Thorheit schuldig, das allein mich vor ihm rechtfertigen konnte. Meine Geschäfte waren beendet, nichts fesselte mich mehr an meine Vaterstadt. Ich mußte und wollte zuerst nach Baden, dann überall hin, wo ich hoffen konnte, Sie zu finden, oder auch nur Nachricht von Ihnen zu erhalten. Virnot, als er meinen festen Entschluß

sah, ließ mit Bitten nicht nach, bis ich ihm erlaubte, als mein väterlicher Beschützer und Berather mich zu begleiten."

„Wir kamen in Baden an, aber keine Spur eines Briefes an mich war aufzufinden; die Schönheit des Landes machte den Wunsch in mir rege, mich irgendwo in der Nähe von Baden anzukaufen. Kleine Reisen, die wir machten um einige zum Verkauf stehende Landgüter zu besehen, und auch die noch immer in meinem Gemüthe sich leise regende Hoffnung, daß der erwartete Brief doch wohl noch anlangen könne, verlängerten meinen dortigen Aufenthalt um einige Wochen. Durch einen der ehemaligen Correspondenten unseres Hauses, an den Birnot auf mein Verlangen sich deßhalb gewendet hatte, erfuhr ich endlich, daß Sie und auch Ihre Schwester wieder in Berlin sich befänden. Ich eilte hierher. Ich suchte zuerst Ihre Schwester auf, was weiter geschehen, wissen Sie."

„Ich will nichts, wünsche nichts, hoffe nichts, als durch das Bekenntniß, das ich jetzt freiwillig und offen Ihnen ablege, die schwere Last des Bewußtseyns Ihrer Verachtung von meiner Seele abzuwälzen. Zwar trifft diese Verachtung jetzt

nur noch ein längst aus dem Reiche der Wesen verschwundenes Schattenbild, aber es ist mir doch unmöglich, dieses Schattenbild so durchaus von meiner Persönlichkeit zu trennen, um sie, ohne mich dadurch verletzt zu fühlen, zu ertragen. Rechtfertigen muß ich mich vor dem Manne, dem ich, ohne daß er darum wußte, die Rückkehr zu mir selbst und meine eigentliche Bestimmung, die freiere Entwickelung meines ganzen Wesens verdanke. Meine Thorheiten, meine Unbesonnenheiten habe ich jetzt Ihnen offen gestanden; Unedles, Gemeines ist nie in meine Seele gekommen. Darum darf ich jetzt furchtlos vor Sie hintreten, und sagen: so war ich und das habe ich gethan."

„Daß ich nicht mehr bin, was ich war, verdanke ich dem stillen Einfluß Ihrer harmonischen Natur auf meinen unruhigen Geist, in jener Zeit, in der Sie mich Ihren Freund nannten, und sich nicht von mir abwandten, selbst wenn ich Ihrem strengen aber gerechten Blick, dieser Freundschaft nicht ganz würdig zu seyn schien. Sie haben mit der Welt, die ich früher verachtete, mich wieder ausgesöhnt, denn in Ihnen lernte ich den ersten Mann kennen, den ich wahrhaft achten

und ehren konnte. Deßhalb mußte ich Sie wiedersehen, ich konnte auf diese Weise Sie nicht aufgeben."

„Sie gleich bei meinem ersten Besuche bei Ihrer Schwester anzutreffen, die ich zur milden Vermittlerin zwischen uns beiden in meinem Herzen mir erkoren, hätte ich gestern nicht vermuthet. Der erschütternde Augenblick ist überstanden, aber ich fühle mich noch immer zu bewegt, um mit Gewißheit darauf rechnen zu können, daß es mir gelingen möchte, Ihnen morgen Alles, was ich Ihnen zu sagen habe, so deutlich und umständlich aus einander zu setzen, als ich schriftlich es kann. Darum schreibe ich, in der Stille der Nacht, meine Bekenntnisse für Sie nieder, um sie morgen, wenn mir das Wort mangeln sollte, Ihren Händen zu übergeben."

Schweigend sahen die Gerichtsräthe, nachdem sie die Vorlesung dieses Aufsatzes sehr aufmerksam angehört, einander an. Walther erhob sich jetzt, die heftige Bewegung seines Gemüthes augenscheinlich mit vieler Mühe bekämpfend, und erbat

sich die Erlaubniß, Manches, was in diesem Aufsatze den übrigen Zuhörern dunkel geblieben seyn mußte, durch die einfache Darstellung seines früheren Zusammenlebens mit dem Fräulein Segmour zu erläutern. Auch Virnot wurde zum Verhör herbeigerufen, und die einfache, mit allen Zeichen der höchsten Rührung vorgebrachte Aussage des treuen Alten, bestätigte bis in die kleinsten Einzelnheiten die Wahrheit dessen, was seine Gebieterin niedergeschrieben.

Marie Segmour hatte indessen in stiller schmerzlicher Bewegung, ohne alle Theilnahme an dem was um sie her vorging, schweigend da gesessen: „O nicht von mir, nicht von meiner Vertheidigung darf jetzt die Rede seyn!“ rief sie mit glühenden Wangen und in Thränen glänzenden Augen jetzt aus, und schlug beide Hände wie zum Gebet zusammen: „was ist alles, was ich litt und noch leiden kann, gegen das furchtbare Geschick meiner schuldlosen, beklagenswerthen Wally, von dem ich bis zu diesem unseligen Morgen keine Ahnung gehabt habe. Die letzten Briefe, die ich von ihr erhielt, meldeten mir ihre Ver-

mählung, und schilderten mir ihr unaussprechliches Glück an der Seite des liebendsten und geliebtesten Gatten. Dann kam eine lange Pause, in der ich nichts von ihr vernahm, ohne daß dieses mich beunruhigt hätte. Ich war auf der Reise, ihre Briefe konnten in Marseille liegen geblieben seyn. Auch dachte ich sie mir zu glücklich, um schreiben zu können, denn nur der Schmerz macht beredt, die Freude ist stumm. Heute Morgen erst meldet mir ein Brief aus meiner Heimath das dunkle Geschick, das die Arme, Schuldlose betroffen. Mit grausamer Härte hat man ihr, die angeklagt war, eine zweite Ehe eingegangen zu seyn, während sie wußte, daß ihr erster Gatte noch lebe, das Geständniß des unbesonnenen Schrittes abgepreßt, zu dem mein Leichtsinn sie verleitet hat. In den Augen ihrer geistlichen Richter gilt das, was wir gethan, für eine Entweihung des Hochwürdigsten, und wird als ein Verbrechen angesehen, das nur durch harte, schwere Strafe abgebüßt werden kann. Sie ist gefangen in den Händen ihrer strengen Richter, auch um meine Verhaftung und Auslieferung hat der Erzbischof von Cöln bei dem geistlichen Gerichte in meiner Vaterstadt angehal-

ten, und wahrscheinlich hat nur meine zufällige Abwesenheit won dort, mich vor einem nicht minder harten Geschicke bewahrt, als das meiner Wally es ist. Der Weg, den ich genommen, war leicht zu erforschen, denn nirgends habe ich meinen Namen, Marie Segmour, unterwegs geheim gehalten. Deßhalb hat die Anklage der Geistlichkeit mich bis hierher verfolgen können. Aber ich stehe hier in einem protestantischen Lande, vor von Vorurtheilen unbefangneren aufgeklärteren Richtern, deren Ausspruch ich mich ganz unterwerfe; denn ich fühle, daß ich dem Allgemeinen Genugthuung schuldig bin. Nur möge ihr Ausspruch mich nicht in die Ungmöglichkeit versetzen, meine Wally, meine arme, schuldlose, gefangene Freundin zu retten. Ich allein bin hier eigentlich die Schuldige, und als solche muß ich mich anklagen; wir haben beide kindisch geträumt, haben in jugendlicher Unerfahrenheit leichtsinnig gefehlt; ich aber war es, die freiwillig, sie, die halb Kranke, hart Bedrängte, aus bloßem Uebermuth dazu verleitete, die bürgerliche Ordnung umzukehren, um das, was uns wirklich im Herzen heilig war, ein Sacrament unserer Kirche zu mißbrauchen; doch

wahrlich nicht es, wie man uns beschuldigen will, zu verhöhnen."

Kein Gesetz bestand, das hier denen, der Angeklagten wirklich wohlwollenden Richtern zum Leitfaden dienen konnte; sie begnügten sich also damit, ihr das Versprechen abzunehmen, ihre jetzige Wohnung nicht zu verlassen, erklärten, nachdem alles gehörig zu Protocoll genommen war, das erste Verhör für beendet, und entfernten sich alsdann, halb betroffen, halb gerührt, halb lachend über den komisch-tragischen Rechtsfall, dessen Gleichchen ihnen noch nicht vorgekommen war.

Berlin war in jener Zeit, in jeder Hinsicht, noch bei weitem nicht, was es jetzt ist, aber das seltsame Ereigniß, daß einer jungen, schönen Dame der Proceß gemacht werde, weil sie mit einem andern jungen schönen Mädchen sich öffentlich, vor dem Altare, von Priesters Hand, habe trauen lassen, war doch zu auffallend, um nicht Aufsehen zu erregen. Ausgeschmückt mit allerhand lustigen und witzigen Einfällen, trug das Gerücht die wunderliche Neuigkeit durch die ganze Stadt, von Mund zu Mund, bis sie endlich auch bis an die Tafel des Königs in Sans-Souci gerieth, wo einer

der geistreichen und witzigen Tischgenossen Friedrichs des Großen, auf eine höchst lustige und ergötzliche Weise sie vortrug. Es wurde so viel darüber gelacht, so mancher witzige Einfall vorgebracht, daß der König endlich das Nähere eines fast unglaublichen Ereignisses zu erfahren wünschen mußte. Er ließ die darüber geführten Acten sich vorlegen, und der Erfolg davon war, wie von diesem weisen und großen Monarchen zu erwarten stand. Die cölnische Geistlichkeit wurde mit ihrem Gesuch abgewiesen, der ganze Proceß niedergeschlagen, das Fräulein Marie Seymour in Freiheit gesetzt, alles auf den sehr humoristisch ausgedrückten Befehl des Königs; die ganze Sache war im Laufe weniger Tage beendet.

„Und nun dennoch nach Cöln, um meine Freundin zu retten!" rief Marie mit leuchtenden Augen, als Walther alle diese erfreulichen Nachrichten ihr zuerst verkündete. „Wally's furchtbares Geschick lastet wie das Bewußtseyn eines schweren Verbrechens auf mir, bis ich auch sie wieder in Freiheit weiß. Zum erstenmal freue ich mich recht von Herzen meines Reichthums. Alles was ich besitze, mein ganzes Vermögen gebe ich freudig

für sie hin, es wird hoffentlich hinreichen, ihre Richter zu befriedigen."

Walther bedurfte alles seines Einflusses auf Mariens Gemüth, um durch klare Auseinandersetzung des Gefährlichen und Nutzlosen dieses Entschlusses, sie von der Ausführung desselben abzubringen. Es währte lange, ehe sie einsehen wollte, wie sie in Cöln ebenfalls, gleich beim ersten Schritte, ihrer Freiheit beraubt, Wally's Schicksal theilen müsse, ohne daß ihr nur der Trost bliebe, mit ihrer Freundin vereint zu leiden; doch Walthers Festigkeit und Beredsamkeit trugen endlich doch den schweren Sieg davon. „Nie, theure Freundin, nie dürfen Sie wieder die Gränze eines katholischen Landes betreten," setzte er am Ende noch hinzu, „denn die Geistlichkeit hat lange Arme, und eben daß Sie reich sind, vermehrt Ihre Gefahr; sind Sie selbst erst in der Gewalt derselben, so fällt auch Ihr Vermögen, unter tausend leicht zu findenden Vorwänden, der Kirche anheim; darauf können Sie sich verlassen. Hier in einem durchaus protestantischen Lande, unter dem Schutze eines weisen, vorurtheilsfreien Königs, müssen Sie, wenigstens für jetzt, bleiben, nur hier sind Sie in völ-

liger, persönlicher Sicherheit. Wally geben wir deßhalb nicht auf. Ich weiß es, Sie haben Vertrauen zu mir, gönnen Sie mir das Glück, mich dessen durch die That als würdig zu bewähren; machen Sie mich zu Ihrem Bevollmächtigten, ich will selbst nach Cöln gehen, mein Schwager, ein sehr rechtlicher, thätiger und gewandter Geschäftsmann, wird mich begleiten, um mit seinem Rathe und seinem Scharfblick mir zur Seite zu stehen. Verlassen Sie sich auf uns beide, und was nur möglicherweise für unsere bedauernswerthe Freundin geschehen kann, soll ausgeführt werden, besser, schneller, als Sie es könnten, selbst wenn man, was doch fast undenkbar ist, Sie in Freiheit dort leben ließe.

Mit inniger Freude und Dankbarkeit willigte Marie in diesen Vorschlag; um die Ausführung desselben zu beschleunigen, wurde Virnot herbeigerufen, der sogleich eine Summe zu Walthers Disposition stellen mußte, über die dieser beinahe erschrack. „So viel wird hoffentlich nicht nöthig seyn, um die Herzen der geistlichen Herren zu rühren,“ sprach er lächelnd. „Doch gelobe ich Ihnen, mit dem Gelde nicht allzu sparsam umzu-

gehen; ich würde mir sogar kein Gewissen daraus machen, Sie durch einige Verschwendung von einem Theil der Last Ihrer Reichthümer zu befreien, deren Sie nicht bedürfen, um zu seyn, was Sie sind, und glücklich obendrein."

Walther bat jetzt Marien, im Namen seiner Schwester, während seiner und des Gatten derselben Abwesenheit, bei ihr in ihrem Hause zu wohnen; aber es wurde ihm schwer, sie zur Annahme dieses Vorschlags zu bewegen.

„Sie thun mehr für mich, als Sie sowohl für sich selbst, als für Ihre zu gütige Schwester bei kälterem Blute verantworten können," sprach sie: „ich kenne Sie besser, mein Freund, als Sie in diesem Augenblick sich selbst erkennen. Mitleid, innige Theilnahme an meinem und meiner Wally Geschick, haben Ihr Gemüth zu sehr bewegt, als daß Sie mit der Ihnen sonst eigenen Klarheit und Ruhe, die Folgen dieses Schrittes, den Sie von mir fordern, gehörig würdigen können. Alles Aufsehen erregende ist Ihnen in tiefster Seele verhaßt, das können Sie mir nicht abläugnen, und ich? was bin ich jetzt? das Mährchen der Stadt, die in mir nur eine seltsame, vielleicht halb ver-

rückte Abentheuerin sieht, die sie, wo sie sich zeigt, zum Gegenstande der beleidigendsten Neubegier machen wird.“

„Was kümmert Sie, was mich, die Meinung der Stadt?“ rief Walther beinahe zürnend. „Ich kenne Sie, Marie, ich kenne Sie ganz, ich und meine Schwester, und sollte Ihnen dieses in diesem Falle nicht genügen? Halten Sie mich wirklich für fähig, mich so ganz blindlings in die Meinung der Menge zu ergeben? oder für so feige, daß ich das, was meinem Herzen das Theuerste auf Erden ist, aufgeben könnte, um nur nicht mit jener in Widerspruch zu gerathen?“

Walther reiste ab; Marie lernte in dem Hause seiner Schwester das beschränktere, aber darum nicht minder genußreiche häusliche Leben des höheren Mittelstandes kennen, und wurde sehr bald einheimisch in demselben. Ein kleiner Kreis auserwählter Freunde bildete den Umgang der liebenswürdigen Frau, in welchem Marie mit herzlicher Zuvorkommenheit aufgenommen wurde; die übrige Außenwelt that ihr nicht wehe, denn sie ging selten aus dem Hause, und kam mit ihr deshalb in keine Berührung. Ueberdem besitzen große Städte

den Vorzug, das Neue, über etwas noch Neueres, das nie lange ausbleibt, schnell zu vergessen.

Walther kehrte nach einiger Zeit wieder, doch leider begleitete Wally ihn nicht. Alles, was er für sie hat erringen können, war Milderung ihres harten, trüben Geschicks. Die fünfzehnjährige Gefangenschaft, in einem der härtesten Buße geweihten Kloster, zu welcher ihre Richter schon ganz in der Stille sie verurtheilt hatten, war durch Walthers Bemühen, und zwar eben so heimlich, auf unbestimmte Zeit, in den freieren und leidlicheren Aufenthalt, in einem andern Kloster von minder strenger Regel, abgeändert worden. Hier lebte sie unter der speziellen Aufsicht der Aebtissin, einer Frau von anerkannt mildem Charakter, zwar in völliger Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, und ganz nach der vorgeschriebenen Regel des Hauses, dem sie übergeben war, wurde aber im übrigen nicht übel behandelt, wozu allerdings die reiche Pension nicht wenig beitrug, die Walther für sie zu zahlen sich anheischig gemacht. Der alles wohl bedenkende Freund hatte auch Mittel und Wege zu finden gewußt, um von ihrem ferneren Ergehen von Zeit zu Zeit sichere Nachricht zu erhalten.

Vor seiner Abreise hatte Walther sie ein Paar Minuten am Sprachgitter sehen dürfen, eine Erlaubniß, die er freilich sich ganz heimlich zu verschaffen gesucht, denn Wally blieb jedem andern Besuche unzugänglich. Still, bleich, aber noch immer schön wie ein Engel, drückte sie ihre fromme Ergebung in ihr Schicksal gegen ihn aus. Ihr Herz war noch immer voll Liebe gegen Marie Seymour, die sie keineswegs als die Ursache desselben betrachtete; nur Casimirs gänzliches Vergessen ihrer machte ihr Schmerz. Seit sie von ihm gerissen ward, hatte sie nichts von ihm erfahren; er schien ihrer nicht mehr zu gedenken, und die Einsamkeit, zu der sie verurtheilt war, wurde ihr lieb, weil sie ihr erlaubte, ungestört ihrem Kummer darüber nachzuhängen.

Walburga's Familie hatte sie gänzlich verlassen, und ihr nie das kleinste Zeichen von Theilnahme geschenkt; sie betrachtete sie als die Schande ihres Hauses, und hatte als solche sie völlig verstoßen, ohne auf irgend eine Weise sich ihrer annehmen zu wollen. Nach ungefähr einem Jahr ging das Gericht in Cöln, Walburga sey im Kloster gestorben; kein Auge in ihrer Familie trübte

sich um die Unglückliche, Niemand erkundigte sich nach den näheren Umständen ihres Scheidens vom Leben. Walburga war vergessen, und ihr Name wurde nie wieder im Kreise der Ihrigen genannt. Nur ihre Schwester, meine Großmutter, weinte im Stillen über sie und ihr hartes Geschick, und bewahrte ihr Angedenken im frommen, liebenden Herzen bis an das Ende ihres Lebens.

So weit gingen die Nachrichten, die ich theils aus mündlichen Mittheilungen meiner Großmutter, theils aus den von mir aufgefundenen, alten Familienpapieren, von dem Schicksal meiner schönen und beklagenswerthen Großtante erhalten. Vor kurzem aber ließ ein glücklicher Zufall mich einen Enkel der Schwester Walthers kennen lernen, ohne daß ich wußte, wie nahe er diesem, wegen des Antheils den er an jenem traurigen Familienverhältnisse gehabt, mich lebhaft interessirenden Manne verwandt sey. In einem vertrauten Gespräche zwischen uns beiden wurde ich veranlaßt, jener so trübe endenden, seltsamen Geschichte gegen ihn zu erwähnen. Ich entdeckte zu

meiner nicht geringen Verwunderung, daß ihm dieselbe nicht nur noch umständlicher als mir selbst bekannt sey, sondern daß er auch, zu meiner großen Freude, im Stande war, sie zu ergänzen, und mir Einiges mitzutheilen, woraus ich mit ziemlicher Gewißheit schließen kann, daß Wally's Leben eine glücklichere Wendung genommen, als ich bis dahin geglaubt, und sie es keineswegs zwischen den düstern Mauern eines Klosters, in Schmerz und Einsamkeit, bis an das Ende desselben verweint habe.

Marie Segmour, so erzählte mir mein neuer Freund, wurde bald nach Walthers Rückkehr aus Cöln die glückliche Gattin desselben, und lebte mit ihm in Berlin. Auf ihre Bitten versuchte dieser, an Casimir Sabielsky zu schreiben, und die sehr bald eintreffende Antwort auf diesen Brief bewies, daß er, gegen Erwarten, ihm sicher zugekommen war. Die Correspondenz zwischen diesen beiden wurde von neuem sehr eifrig betrieben; Walther machte in der Zwischenzeit ein Paar Reisen, Niemand erfuhr recht wohin, bei denen Marie ihn nicht begleitete, und von denen er immer sehr bald wiederkehrte. Die Starostin Sabielsky

starb, ihr Neffe Casimir war der einzige Erbe ihrer großen Güter, und wurde dadurch von allem lästigen Bevormunden und Bewachen seiner übrigen Verwandten befreit, welches diese, unter dem Schutze seiner Tante, während des Lebens derselben, sich über ihn angemaßt hatten. Walther war gleich nach Empfang dieser Nachricht abermals abgereist, noch während seiner Abwesenheit langte Casimir im Hause desselben an, wo Marie mit großer Freude ihn empfing. Er hatte die polnische Nationaltracht abgelegt, die er bis dahin immer getragen, nannte sich Baron von Osten, und gab für einen Curländer sich aus; Mariens nähere Umgebungen aber wußten sehr wohl, wer er sey. Am folgenden Tage, bei einbrechender Dunkelheit, kehrte auch Walther zurück; eine junge schlanke, tief verschleierte Dame begleitete ihn, und wurde von ihm mit großer Vorsicht in Mariens Zimmer geführt. Casimir warf mit einem lauten Freudenschrei sich ihr zu Füßen, so wie er sie erblickte; Marie stürzte sich in ihre ausgebreiteten Arme, alle drei schienen in Thränen zerfließen zu wollen.

„Bist du nun beruhigt und zufrieden, meine Marie?“ fragte Walther.

Am nächsten Morgen machte Casimir in aller Frühe sich mit der fremden Dame auf den Weg nach Hamburg, wo sie sich sogleich nach England einschifften. Walther und Marie folgten ihnen dorthin, nachdem sie in Berlin ihre Angelegenheiten geordnet, und von Allem, was sie daselbst festhalten konnte, sich losgemacht hatten; das fernere, hoffentlich glückliche Geschick beider Paare, verliert sich von nun an in Dunkelheit, denn sie sind nie wieder nach Deutschland zurückgekehrt.

Die Herausgeberin dieser Erzählung glaubt noch erklären zu müssen, daß der Plan derselben keineswegs ganz erdichtet sey, sondern daß, wie wenigstens die Sage behauptet, in jenen Gegenden, vor siebenzig bis achzig Jahren, eine Ehe zweier vor dem Altar getrauter Freundinnen wirklich existirt hat, die bei der Entdeckung derselben für beide sehr traurige Folgen nach sich zog.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schopenhauer, Johanna,

Sämmtliche Schriften

Bd.: 24

1834

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.976(23/24#24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11413768-3